

Interkulturalität aus osteuropäischer Sicht: zuviel versprochen oder zuviel erwartet?

Natew, Athanas

Veröffentlichungsversion / Published Version

Forschungsbericht / research report

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Natew, A. (1996). *Interkulturalität aus osteuropäischer Sicht: zuviel versprochen oder zuviel erwartet?* (Sonderveröffentlichung / BIOst, Mai 1996). Köln: Bundesinstitut für ostwissenschaftliche und internationale Studien. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-44312>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Die Meinungen, die in den vom BUNDESINSTITUT FÜR OSTWISSENSCHAFTLICHE UND INTERNATIONALE STUDIEN herausgegebenen Veröffentlichungen geäußert werden, geben ausschließlich die Auffassung der Autoren wieder.

© 1996 by Bundesinstitut für ostwissenschaftliche und internationale Studien, Köln

Abdruck und sonstige publizistische Nutzung - auch auszugsweise - nur mit vorheriger Zustimmung des Bundesinstituts sowie mit Angabe des Verfassers und der Quelle gestattet.

Bundesinstitut für ostwissenschaftliche und internationale Studien, Lindenbornstr. 22, D-50823 Köln,
Telefon 0221/5747-0, Telefax 0221/5747-110

Inhalt

Seite

Kurzfassung	.....
3	
Einleitung	.....
5	
Problemstellung: Die Demokratie als Schönwetterbestellung	.....
7	
Die Wiederkehr der Vorgeschichte	.....
10	
Geschenkte Freiheit: eine Contradictio in adjecto	.....
14	
Das Dilemma: Imitation oder Emanzipation	.....
17	
Der rhetorische Smog	.....
22	
Die politische Commedia dell'arte	.....
24	
Der Mangel an verstehender Gegenseitigkeit	.....
26	
Die Dynamisierung der Banalität	.....
29	
Der kulturelle Mischling	

.....
31

Unsere scheue Gegenalltäglichkeit

.....
32

Anstatt eines Schlußwortes: Die gärende Geopolitik

.....
35

13. März 1996

Der Verfasser ist bulgarischer Kulturwissenschaftler und zur Zeit Gastprofessor an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Redaktion: Assen Ignatow
Christel Dittmann

Athanas Natew

Interkulturalität aus osteuropäischer Sicht: Zuviel versprochen oder zuviel erwartet?

Sonderveröffentlichung des BIOst 1996

Kurzfassung

Vorbemerkung

Die Aufgabe: exemplarische Streitfragen der Interkulturalität durch das Prisma der gärenden Geopolitik in Europa nach 1989 zu sehen. Zwei bislang stillschweigend widerstrebende Linien sind geostrategisch maßgebend: a) die Bestrebung, durch die - nach den lobenswert offenen Worten Z. Brzezinskis - "Vorherrschaft der einzigen Weltmacht" eine womöglich auch kulturell bzw. moralisch akzeptierte "globale Weltordnung" durchzusetzen, und b) der spontane Drang der kleineren Völker bzw. Kulturen nach Selbstinitiation ihrer Eigenenergie. Die extremen Fälle sind des öfteren Perversionen einer vereitelten oder behinderten Selbstentwicklung.

Ergebnisse

1. Die Demokratie ist eigentlich ein Schönwetterphänomen. Das Paradoxon des europäischen Ostens fällt dann auf, wenn er nach ihrem Eichmaß sein trübes sozialpolitisches Klima zu verbessern gewillt ist. Das Gleichgewicht zwischen Westeuropa und seiner Ostperipherie wird vorläufig nicht zuletzt dadurch gehalten, daß der Westen mehr verspricht und der Osten mehr erwartet, als in Erfüllung gehen kann.
2. Da die kleinen osteuropäischen Völker und insbesondere die balkanischen ihre eigenen Probleme seit mehr als einem Jahrhundert obligatorisch unter der Aufsicht der jeweiligen Großmächte quasi lösen sollten, ist die kulturpolitische Diskussion in ihren Ländern sehr deutlich mit einer Wiederkehr der Vorgeschichte verbunden. Die Parallelen sind verblüffend: Die akuten Fragen von heute erweisen sich am häufigsten als die ungelösten Fragen von gestern.
3. Die kulturelle Wertinsuffizienz in den posttotalitären Ländern entspringt daraus, daß die Freiheit nicht als Selbstbewegung einer entfesselten Gesellschaft erfaßt wird, sondern als importiertes politisches Muster. Eine weltanschauliche Unbeständigkeit wird zum Adaptionismittel.
4. Die unumgängliche "Verwestlichung" der postkommunistischen Länder stellt eine sehr ernste Bewährung ihrer Kreativität dar. So lautet ihr Hauptdilemma: Imitation oder Emanzipation?

5. Die Massenmedien und die publizitätsbedürftige Politik begünstigen eine gekünstelte Vernebelung der kontradiktorischen Wirklichkeit durch Bild, Sprache und "Kommunikationsgeräusch". Dieser rhetorische Smog übt zugleich eine pragmatische Funktion aus: er erlaubt, alles vorzutäuschen, was man sonst nicht zu erreichen vermag.
6. Damit ist auch politisches und soziokulturelles Rollenspiel verbunden, welches dem einstigen Maskentheater auf den Marktplätzen ähnelt: die Rollen sind vorprogrammiert, die Schauspieler müssen dennoch die konkreten Handlungen und Stichworte stets improvisieren.
7. Die Emanzipation einer kleineren Kultur ist nicht allein an ihrem Ansehen im Ausland zu messen, sondern vor allem an der eigenen Kreativität, die sie infolge ihrer interkulturellen Öffnung erreicht. Dafür bedarf sie dennoch eines relevanten Entgegenkommens, einer verstehenden Gegenseitigkeit von seiten der kulturellen "Metropolen". Heute stößt die östliche Kulturperipherie aber auf die Herablassung Westeuropas. Das entspricht auch der gegenwärtigen Etappe der westlichen Kultur (als "Postmoderne" bezeichnet), die mehr reproduktiv als kreativ ist.
8. Eine Flut der trivialen Kulturkonfektion und eine Dynamisierung der Banalität sollen in den östlichen Ländern die Wertinsuffizienz "ersetzen". Da eine angebliche Interkulturalität aber vorwiegend auf der Einbahnstraße von Westen nach Osten geschieht, ist in den "Importländern" die eigene kulturelle Widerstandskraft deutlich gefährdet.
9. Daraus ist der kulturelle Mischling als "Held unserer Zeit" entsprossen. Er ist für alle mögliche Voreingenommenheiten anfällig und erschwert den natürlichen Wertsetzungsprozeß der eigenen Kultur.
10. In einer solchen Zeit des Ungefähren ist die intellektuelle Kultur nicht bloß die meistbetroffene, sondern muß vorrangig die gesellschaftliche Antithese dazu sein. Eine unersetzbare Rolle spielen dabei die schöngeistige Literatur und die Kunst, die mühsam und schrittweise das Feld besetzen, wo die scheue humanistische Gegenalltäglichkeit gedeiht.
11. Die gärende Geopolitik will die mehrmals in diesem Jahrhundert verfehlte "europäische Ordnung" wieder schmieden, ohne jedoch zu wissen, wie sie jene "vermißte Saturiertheit" Rußlands umgehen könnte, die Hermann Broch bereits am Anfang des Kalten Kriegs (1950) als den künftigen Stolperstein auf dem Kontinent charakterisierte. Der Status quo ist a) für die "vorherrschende Weltordnungsmacht" vorteilhaft, b) für Westeuropa immer noch günstig, c) für Mitteleuropa hoffnungstiftend, d) für die Balkanländer suspekt und e) für Rußland revanchebedürftig... Diese konfliktträchtige Lage ist aber zugleich eine produktive Herausforderung der Kultur.

Meinem serbischen Kollegen
Milan Damjanoviæ
in memoriam.

Die Wahlverwandtschaft ist meistens an eine Wunschvorstellung von Willensfreiheit gekoppelt. Es gibt aber eine andere Verwandtschaft, die aus den beängstigenden Zwängen der Zeit entsteht. Es scheint mir, daß diese ihre Wurzel tiefer schlägt.

Einleitung

"Kann aus Nazareth etwas Gutes kommen?" - mit dieser Frage habe laut des Neuen Testaments Nathanael erstaunt dem Philippus erwidert, als dieser ihm von der Geburt Jesu Mitteilung machte.¹

Die Kulturgeschichte ist so eng mit Voreingenommenheiten verknüpft, daß sie nur sehr selten und partiell wagt, diese auszusieben. Daraus zieht die Politik ihre Vorteile. Sie kann ohne weiteres mit bequemen Vorurteilen als mit vollendeten Tatsachen operieren.

Die heutige kulturpolitische Debatte - gleich ob sie aus west- oder osteuropäischer Sicht geführt wird - ist fast ausnahmslos, wenn auch zumeist verschleiert, mit der argwöhnischen Frage belastet: Kann denn überhaupt etwas Gutes aus "Nazareth" erwartet werden? Sogar die hoffnungsbeschwörenden Worte, die aus Westeuropa gelegentlich an seine östliche Kulturperipherie gesandt werden, beinhalten des öfteren eine solche uns sogar biblisch bezeugte Voreingenommenheit. Schon die nachsichtige Ermutigung der "neuen Partner", daß sie sich weiter immer so brav verwestlichen mögen, klingt manchmal wie der schwarze Humor in Kafkas Erzählung *Josefine, die Sängerin, oder Das Volk der Mäuse*: "Selbst die Tatsache, daß wir ihr zuhören, ist ein Beweis gegen ihr Singen."

Die axiomatische Verbesserungsbedürftigkeit der westeuropäischen Ostperipherie bestätigt die berüchtigte "Nazareth-Frage" bereits damit, daß man zaghaft eine Selbstrechtfertigung versucht: Mindestens unsere osteuropäischen Kulturwerte dürften womöglich ein bißchen mehr international verwertbar sein als unsere wirtschaftliche Produktion bzw. die Überbleibsel der dahingegangenen "Ordnung". Da Kulturwerte aber immer relativ und in ihrer Bedeutung häufig schwankend sind, liegt die erwähnte Debatte heute vorwiegend im Schatten der politischen Pragmatik. Schon allein deswegen, weil sich diese nun beinahe aller Kommunikationswege bedient oder mindestens eindringlich darum bemüht ist.

Bei einer Vereinheitlichung des Denkens kann "lediglich das Kränkliche gedeihen" - bekundete vorausschauend der Vorläufer der bulgarischen Moderne Stojan Michajlowski in einem Sonett vor mehr als hundert Jahren. Jede geistes- bzw. sozialwissenschaftliche Theorie neigt zwar dazu, einen Anspruch auf gewisse Vereinheitlichung der Auffassungen zu erheben. Das gegenwärtige

¹ Johannes, 1, 46.

Verhältnis zwischen Westeuropa und seinem östlichen Nächsten ist hinter dem Schein jedoch so kontrovers, daß es sich mit Ausnahme der sich leicht vermehrenden journalistischen "Parolen" noch keine - Gott sei Dank! - "geordneten" anmaßenden Theorien aufzwingen läßt. Denn diese würden schon einer Verknöcherung der jetzt noch schwebenden Klischeevorstellungen gleichkommen.

Die Kreativität der Vernunft hängt aber meistens mit der *hypothetischen* Denkweise zusammen. Diese hat die magische Eigenschaft, einer Nachweislichkeit des sogar Unbeweisbaren zu bedürfen. Deswegen ist heute m.E. gerade die hypothetische Denkweise im Hinblick auf die kulturpolitische Diskussion über die ambivalente Stellung Osteuropas zu den ihm eingepprägten westlichen Mustern besonders angebracht. Sowohl die empirische Beschreibung zerstrittener kultureller Ereignisse als auch ihre Beurteilung unter dem Gesichtswinkel der Tagespolitik (oder noch schlimmer - der von neuem geschmiedeten geopolitischen Strategie) können bloß manche bereits bestehenden Vorurteile fortpflanzen.

Aus diesen Gründen möchte sich der hier vorliegende Studienentwurf ausschließlich an einzelnen *diskussionsbedürftigen* Problemen orientieren. Eben an solchen, die m.E. gegenwärtig exemplarisch zu sein scheinen für den Umgang der mittel- bzw. osteuropäischen Kulturen (die sich ihrerseits zuletzt immer mehr - oftmals absichtlich! - voneinander abzusondern pflegen) mit den westlichen Wertestereotypen.

Die Studie sollte ihre Fragen eigentlich "grenzübergreifend" stellen. Und ihr Thema läßt sich in der Tat schwerlich lokalisieren. Dennoch wäre es jetzt aber kaum vorstellbar, daß ein einzelner Autor bereits imstande wäre, die eigenartigen kulturpolitischen Zustände in den unterschiedlichen posttotalitären Ländern verallgemeinernd miteinander zu vergleichen. Noch weniger könnte er ihren Annäherungsgrad gegenüber Westeuropa risikofrei einschätzen, zumal diese Länder nun zu einem Wettlauf verleitet worden sind, sich möglichst "westeuropäischer" zu präsentieren. Das abzuwartende Urteil ist natürlich langwierigen Verhandlungen auf "höchster politischer Ebene" vorbehalten. Für einen wissenschaftlichen Beobachter bleiben lediglich die vertuschten Fragen übrig, was nicht unbedingt zu bedauern ist.

Die Studie beruft sich ab und zu auf Ausführungen "globalstrategischer" Prägung. Weiterhin sind manche vergleichbare Details mit einbezogen. Zugleich setzt sie voraus, daß die solcherart gestreiften Erscheinungen vielleicht ein thematisch übergreifendes Gespräch anheizen. Die Studie wagt die Darlegung der diskussionsträchtigen Fragen jedoch gesondert aus *bulgarischer* Sicht. Wenn sich der Autor gestattet, sie auch an Leser zu adressieren, die nicht unbedingt eine Wißbegierde hinsichtlich der bulgarischen kulturpolitischen Szene an den Tag legen, so fußt das auf einer schlichten Tatsache: Nie zuvor wurde der Akzent so nachdrücklich auf die angeblich *gesamteuropäische* Vereinigung gelegt. Obwohl diese reanimierte aufklärerische Idee heutzutage unendlich mehr Fragen als Antworten hervorruft, deutet sie doch auf die "Wahrscheinlichkeit einer Notwendigkeit" hin, wie sich Aristoteles so fein ausdrückte. Wenn sich etwas in dem Rebus Europa nach 1989 kraß verändert hat, ist das zweifelsohne die Entstörung der Kommunikationsleitung von West nach Ost, die in umgekehrter Richtung noch keineswegs so reibungslos funktioniert.

* * *

Eine Vorbemerkung wie diese bezweckt nicht zuletzt, die eventuellen Ansprüche des Lesers womöglich im voraus zu mildern. Wenn ich meine Absicht mit einem Satz resümieren sollte, würde er lauten: Sie besteht darin, einige *Streitfragen* anzuschneiden, die für den Verfasser als bulgarischen Geisteswissenschaftler im Hinblick auf das heute modische Thema der Interkulturalität von Belang zu sein und auf gewisse grenzüberschreitende Tendenzen hinzudeuten scheinen.

In der heutigen macht- bzw. geopolitisch wie nie zuvor hierarchisierten Welt werden die globalen Offenbarungen von Strategen verkündet, welche ihre Beobachtungsnester auf den höchsten Glockentürmen der Zeitgeschichte bauen - so wie Zbignew Brzezinski auf dem amerikanischen. Es darf aber nebenbei bemerkt werden: *Die Sterblichen müssen doch mit dem leben, was die Propheten übersehen.*

Problemstellung: Die Demokratie als Schönwetterbestellung

Die Demokratie ist eigentlich ein Schönwetterphänomen. Und das Paradoxon des europäischen Ostens fällt dann auf, wenn er nach ihrem Eichmaß sein trübes sozialpolitisches Klima zu verbessern gewillt ist.

Es war ein sehr großer Vorzug des Westens, daß er fast fünf Jahrzehnte lang sein politisches *Wertesystem* als seiner wirtschaftlichen Überlegenheit ebenbürtig dem sowjetisch beherrschten Staatenblock unentwegt entgegenzustellen vermochte. So lag es nahe, daß die westliche Demokratie nach dem Zusammenbruch des "Realsozialismus" nicht bloß als Wertigkeitsvorbild wahrgenommen wurde, sondern auch als Panazee für alle aus dem historischen Versagen entsprungenen Wirren, welche die ganze gesellschaftliche Spannweite durchdringen. Deswegen kommt es an der westeuropäischen Ostperipherie zu einer Anomalie, von der formalen Logik als *petitio principii* bezeichnet: "Vorwegnahme des Grundsatzes", wobei es ein Leichtes ist, die Folge mit der Ursache zu vertauschen.

Ausgerechnet aus pragmatischen Beweggründen wird der westeuropäischen Demokratie im Osten ihre widersprüchliche Vorgeschichte stillschweigend abgesprochen. Ihre Modelle gelten nun als *der* Urheber der Wohlfahrtsgesellschaft. Man erwägt kaum, welche inneren oder auswärtigen Spannungen die jeweiligen Länder überwinden mußten, um ein Gleichgewicht zwischen Wohlstand und politischer Liberalität zu erreichen. (Das ist selbst für die laufenden Integrationsprozesse innerhalb der EU heute sicher nicht irrelevant.) In der posttotalitären Gesellschaft wird das aber ganz gezielt verharmlost. Sogar der klassische Fall für die möglichen Folgen einer Diskrepanz zwischen wirtschaftlicher Bedürftigkeit und politischer Demokratie - die Weimarer Republik - wird zwar gelegentlich erwähnt, ohne daß er in seiner gegenwartsbezogenen Provokativität erörtert wird. Man bevorzugt jetzt eine elastische Formel der Demokratie, welche die ungelösten Probleme als vermeintliche Zukunftsperspektiven darstellen läßt. Eben weil eine solche Formel lediglich approximativ ist, übernimmt sie die Funktion eines pragmatischen Ersatzes. Sie gilt, kurz gesagt, als eine *Schönwetterbestellung*. Es versteht sich - nach westeuropäischer oder nordamerikanischer Speisekarte.

Darin steckt nämlich die bislang immerhin antreibende Paradoxie unserer Zeit. In den Bestrebungen, westliche Strukturen nachzuahmen, sieht Westeuropa augenblicklich ein annehmbares

Pfand dafür, daß sich (dem verhängnisvollen Konflikt in Bosnien zum Trotz) eine einigermaßen kontrollierbare geopolitische Pufferzone bildet.² Andererseits finden die posttotalitären Länder ebenfalls keinen besseren Ausweg aus ihrer bedrückenden Vergangenheit. Dieses gegenseitige Einverständnis geschieht aber auf Kosten voreiliger Hoffnungen. Der bedürftigen Peripherie wird ein Anschluß an die Wohlstandsgesellschaft in dem Maß versprochen, in welchem sie sich die westlichen sozialpolitischen Gerüste zu eigen macht. Das scheint völlig folgerichtig zu sein, ohne jedoch die realen Gegensätze zu entkräften. So taucht die fragwürdige Situation auf, bei der *sowohl Westeuropa mehr verspricht wie auch sein östliches Randgebiet mehr erwartet, als in Erfüllung gehen kann.*

Von Stojan Michajlowski stammt auch das folgende Gleichnis: In einem erdichteten orientalischen Staat wurde jeder mit Enthaupten bedroht, falls er das sagt, worüber man nicht sprechen darf. Diese Parabel parodierte im voraus auf seltsame Weise die bekannte Mahnung Wittgensteins gegen den Mißbrauch der Rede³. Denn niemand unter den Untertanen des Gebieters El Muharabi wußte, was das eigentlich ist, "worüber man nicht sprechen darf". Infolgedessen brach eine psychische Seuche in dem Staat aus. Jeder erpreßte seinen Nächsten mit diesem unbestimmten "Was man nicht sagen darf". Und das scheue Geflüster erfüllte das Verbotene mit allem, was sich die Leute heimlich wünschten. Der Großwesir war erschrocken, denn sein Staat wurde dadurch zunehmend und unaufhaltsam unzuverlässig. Denn El Muharabi war natürlich noch nicht ganz mit der Demokratie vertraut...

Umgekehrt erhält das Gleichnis jedoch einen Sinn auch für die posttotalitäre Wirklichkeit. Je weniger dort gewisse ausgeliehene sozialpolitische Eichmaße eine unmittelbare praktische Verwertung finden, desto pathetischer werden sie als alternativlose Rettungsmittel suggeriert. So wird (nicht ohne die Entbindungshilfe der Medien) ein Kürzel des kollektiven "Es" für alles das genommen, was gewünscht wird, bevor es noch genau bestimmt oder praktisch fundiert ist. Eine solche rhetorische Offensive kann für die Demokratie in ihren neuerlich ausgedehnten Grenzen vielleicht genauso beunruhigend werden, wie sich einst das Schweigegebot für den mächtigen Großwesir El Muharabi erwiesen hat.

Sofern die wirtschafts- und geostrategischen Interessen nicht buchstäblich die Politik bestimmen, sondern erst dank dieser sich ihrer selbst bewußt werden, öffnet sich dadurch eine gewisse "Ritze" für die Wirksamkeit der Interkulturalität. Deshalb übertreibt Hans Mayer nicht, wenn er behauptet, daß die internationale Politik heute immer mehr zur *Kulturpolitik* werden muß.⁴ Diese kann natürlich nichts unternehmen, was die eigentlichen (ökonomischen bzw. geostrategischen) Stützen der gegenwärtigen zwischenstaatlichen Verhältnisse ernsthaft revidieren würde. Dennoch bietet sie die einzige Chance einer geistigen Prophylaxe gegen die sichtbaren oder noch

² Ein unmißverständliches Beispiel dafür ist die Tatsache, daß wirtschaftlich bedürftige Länder wie Rumänien und Bulgarien das Embargo gegen Restjugoslawien seit mehr als zwei Jahren mit fast denselben wirtschaftlichen Nachteilen wie das bestrafte Land fleißig durchführen, ohne daß jemand ihre Verluste anders auszugleichen bereit ist, als mit unverbindlichen, offenkundig unerfüllbaren Versprechungen. Und als ein Dutzend bulgarische Intellektuelle ernsthafte Bedenken dagegen in einem offenen Brief an die Regierung geäußert haben, wurde ihre Stimme sorgfältig vertuscht, um nicht die ausländische Öffentlichkeit zu reizen.

³ "Nichts zu sagen, als was sich sagen läßt..." (L. Wittgenstein, *Tractatus logico-philosophicus*, These 6.53).

⁴ Interview im Kulturmagazin *Gewandhaus* 1994, H. 1.

verdeckten machtpolitischen Verwicklungen der Gegenwart. Und das mag an einem sehr charakteristischen Beispiel veranschaulicht werden.

Die eifrigsten Leser Brzezinkis haben bei der Lektüre seines neuesten Buches *Out of Control* (1993) möglicherweise eine Überraschung erlebt. Denn der namhafte Strategie der pragmatischen Weltpolitik, der bereits während der Perestrojka-Zeit die Reformierungsunfähigkeit bzw. den völligen Zusammenbruch des Sowjetssystems unmißverständlich voraussagte, lanciert jetzt zwei mahnende Thesen. Noch vor seinem Buch waren diese zwar von marginalen Journalisten mehrfach vermerkt worden. Unter der Feder des ambitionierten Strategen einer siegreichen Politik sehen sie jedoch ungewöhnlich provokant aus. Knapp gefaßt, lauten sie: a) Nach 1989 ist die Welt *außer Kontrolle* geraten; b) demzufolge braucht sie jetzt unverzüglich neue moralpolitische Werte.

Das Seltsame besteht darin, daß ein so zielstrebig und kategorisch schreibender Autor zwei Behauptungen miteinander vereint, die eigentlich disparat sind und zu theoretischem Widerstreit verleiten. Die erste (*welcher* Kontrolle sei nun die Welt entglitten?) setzt die Bindung mit einer machtpolitischen Konstellation voraus, nach deren Vorbild sich alles ordnen soll. Die zweite (welche den gesuchten "neuen Wertekanon" der Weltordnung betrifft) erinnert dagegen an das Einbildungsparadies der frühesten Aufklärung, die allerdings nicht eine politische Großmacht, sondern ein Palast der Weisen (das "Haus Salomons") mit der Aufsicht über den Vorwärtsgang von Neu-Atlantis bevollmächtigte.

Bei derartig politisch gewürzten Ausführungen hängen die Schlüsse eindeutig von dem Gesichtspunkt ab. So beziehen sich die zwei Feststellungen Brzezinskis klipp und klar auf seine Ausgangsposition, die eigentlich als Axiom gilt: "Heute stellen sich die Vereinigten Staaten als die einzige Weltmacht dar." Und die Besorgnis des Autors gilt hauptsächlich der Frage, ob und wie "eine Weltmacht, die nicht auch über einen weltweit akzeptierten *Wertekanon* verfügt, diese Vorherrschaft über einen langen Zeitraum ausüben kann".

Der Autor formuliert in 20 Geboten (immerhin doppelt soviel wie bei Moses) die Bedingungen, deren Erfüllung "Amerikas Macht in eine globale Führungsrolle umwandeln würde, die moralisch gerechtfertigt ist" und der Menschheit eine "neue Weltordnung" zu gewähren vermag. Er fängt mit der Deckung des Haushaltsdefizits an und schließt mit der Heilung des "immer stärkeren Gefühls geistiger Leere" ab.⁵

Die lobenswerte Unverfälschtheit, mit der Brzezinski seine Ansicht darüber äußert, ist für die hier vorgelegte Abhandlung inhaltlich besonders anregend und als Ausdrucksweise nachahmenswert. (Sonst spricht man über die momentan gärenden geopolitischen Probleme nur mit verstellter Stimme.) Die Betrachtungslinie meines Studienentwurfs liegt aber polar entgegengesetzt. Während das Buch *Out of Control* unmittelbar die Frage behandelt, inwiefern sich der amerikanische "Wertekanon" derart vervollkommen läßt, daß die "Vorherrschaft der einzigen Weltmacht" als Ordnungsstifter nicht mehr kulturell bzw. ethisch bezweifelt werden kann, handelt es sich bei meinem Thema hingegen um die Frage, ob und wie die westeuropäische Ostperipherie

⁵ Zbigniew Brzezinski, *Macht und Moral. Neue Werte für die Weltpolitik*. Hamburg 1994. Vgl. S. 13, 124-129, 175-179 u.a.

zur Bewährungsprobe ihrer kulturellen Eigenständigkeit zugelassen wird, bevor die abermalig renovierte globale Weltordnung nach Brzezinskis "neuem" Zuschnitt vollendet ist.

Was die aktuelle Lage anbelangt, ist sie schon dadurch kontrovers, daß sich die starke Seite wegen der Aussicht auf ein "Out of Control" Sorgen macht, die schwache umgekehrt - wegen des noch unbekanntes Ausmaßes einer wiederhergestellten geostrategischen Kontrolle. Das Gute an der Sache steckt darin, daß ein einschlägiger Streit nur aufrichtig (oder wie Heidegger zu sagen pflegte: in seiner wahren Streitigkeit) geführt werden muß. Sonst wird er in pompöser Propaganda bestattet. Das Schlechte fußt darauf, daß ein dahingehendes Zwiegespräch aus einem sehr banalen Grund leicht zu vereiteln wäre: Der Mächtige fühlt sich insofern mächtig, als er für die Argumente des Anderen taubstumm bleiben kann.

Deswegen finde ich die Bemerkung Hans Mayers sehr treffend, daß die internationale Politik heute immer dringender *Kulturpolitik* zu werden hat. Ich weiß nicht, ob die deutschen Übersetzer des neuen Buches Brzezinskis absichtlich oder nur spontan die Titelbetonung von der Furcht vor einer Situation "außer Kontrolle" auf den sekundären moralträchtigen Gehaltspunkt verlegt haben. Ich wage auch nicht zu spekulieren, ob das als eine unterbewußte "europäische" Reaktion auf das Leitmotiv des Buches (dem Leser eine "moralisch gerechtfertigte Weltvorherrschaft" auszumalen) interpretierbar wäre. Ich persönlich sehe zur Zeit in der kritischen Thematisierung der *Kulturpolitik* die einzig denkbare Möglichkeit einer intellektuellen Debatte, die auf dem Gebiet der internationalen Beziehungen gelegentlich den maßgebenden macht- bzw. wirtschaftspolitischen Interessen ein bißchen auszuweichen vermag. Das ist nicht unbedingt eine geringe Chance, denn die Kultur verwirklicht sich zwar durch Regeln, entwickelt sich aber dank der Ausnahmen.

Die Wiederkehr der Vorgeschichte

Die "Suche nach der verlorenen Zeit" ist ja viel mehr als eine dichterische Metapher der persönlichen Selbstanalyse. Ende 1994 erschien in Sofia ein Band unter dem Titel *Warum sind wir so?*⁶ In ihm sind mehrere Dutzend Essays und Aufsätze bulgarischer Intellektueller gesammelt, die in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts veröffentlicht wurden. Der Band fand in der kulturellen Öffentlichkeit des Landes einen unerwartet starken Widerhall. Nicht zuletzt deshalb, weil sich die ehemals heftig miteinander streitenden Größen der bulgarischen Kultur, ob sie nun zur Moderne oder zum konservativen Flügel zählten, in einem Punkt doch als ganz und gar einig erwiesen. In unterschiedlicher Weise begründeten sie die Auffassung, daß die bulgarische Kultur an der Mangelhaftigkeit ihres *historischen* Selbstverständnisses leide.

Oberflächlich gesehen scheint diese Behauptung unangemessen. Denn die Publikationen über die nationale Geschichte oder deren künstlerische Widerspiegelungen sind in Bulgarien proportional sicher nicht der Zahl der Werke unterlegen, die sich in anderen Ländern mit der eigenen Vergangenheit befassen. Und wenn dennoch wiederum akut ein Bedürfnis nach historischem Selbstverständnis gespürt wird, ist das darauf zurückzuführen, daß der Umgang der zeitgenössischen

⁶ Ivan Elenkov, Rumen Daskalov, *Zašto sme takiva?*, Sofia 1994.

westeuropäischen Kultur mit der bulgarischen (gesetzt den Fall, er findet überhaupt statt) meistens von Herablassung gekennzeichnet ist.

Diese Wiederkehr der Geschichte darf nicht schlicht mit einer nostalgischen Schwärmerei verwechselt werden. Gerade umgekehrt - die damaligen Intellektuellen, die nachträglich den Ansporn zu der heutigen Diskussion gaben, haben ihre Enttäuschungen über das abgestumpfte historische Selbstverständnis der Bulgaren ausdrücklich auf die ungelöst gebliebenen Fragen des Landes bezogen. So spielen ihre zugespitzt kritischen Beobachtungen mahnend auf die Klippen der kommenden Wirklichkeit an. Dabei ist es symptomatisch, daß ihre Abhandlungen alle vor dem Zweiten Weltkrieg abgefaßt wurden. Sie korrigieren also die jetzt ziemlich geläufigen publizistischen Vereinfachungen, die den Wandel bedenkenlos und einfach mit der Verabschiedung des gestrigen Regimes gleichsetzen. Die schwerwiegendsten Probleme der Gegenwart sind größtenteils offene Fragen der Vergangenheit. Daher ist diese rückblickende Diskussion m.E. exemplarisch, zumal sie auch mehrfach das Thema des hier vorgeschlagenen Studienentwurfes durchkreuzt.

Es geht um die immer wieder erörterungsbedürftige Identität des Bulgaren bzw. seiner kulturellen Volksgemeinschaft heutzutage nach einer mehr als tausendjährigen dramatisch verwickelten Geschichte. Und diese lokale Frage ist zugleich übergreifend, da sich die südosteuropäischen Randgebiete trotz aller Argumente zugunsten der "globalen Vorherrschaft" einer einzigen Weltordnungsmacht (sei sie auch moralisch bewunderungswürdig) kaum mit einem bloßen "Geduldet"-Werden zufriedengeben können, sondern an erster Stelle "Atmungsluft" für ihre vitale *Selbstentwicklung* brauchen. Dazu kommt die häufig verschmähte Tatsache, daß über das Schicksal des Balkans seit dem Berliner Kongreß (1878) ausschließlich die jeweiligen Großmächte entscheiden.

... Man kann eben nicht den Mund auf tun, um über den Bulgaren zu sprechen, dann steht er schon da und grinst einem über die Schulter, der ungehobelte, fröhliche und gutmütige Pfiffikus Baj Ganju Balkanski.

Der Artikel eines deutschen Slawisten, vor mehr als sechs Jahrzehnten unter dem Titel *Der problematische Bulgare* erschienen, wie auch zwei thematisch verwandte bulgarische Essays aus derselben Zeit, veröffentlicht erneut in dem erwähnten Sammelband, haben die literarische Färbung der Diskussion geliefert. Es geht dabei um Baj Ganju, die klassisch gewordene Gestalt des Satirikers Aleko Konstantinow, der am Vorabend dieses Jahrhunderts die damalige Europäisierungswelle auf dem Balkan durch einen urwüchsigen, skrupellosen Typus mit bissigem Humor darstellte. Der deutsche Slawist fand es rätselhaft, warum sich auch europäisch gebildete Bulgaren mit spöttischer Nachsicht zu Baj Ganju verhalten, während sich die "Tschechen von ihrem braven Schwejk viel deutlicher distanzieren". Dabei wirft er als aufgeklärter Europäer dem bulgarischen Schriftsteller vor, daß dieser die Arroganz seines Helden ausgerechnet auf dessen Geschäftskontakte mit "Europa" zurückführt...⁷

⁷ Gerhard Gesemann, *Der problematische Bulgare*, in: *Slawische Rundschau*, Jahrgang III, 1931, S. 404ff. Der Autor fand die Satire Aleko Konstantinows mißlungen gerade in dem Punkt, auf dem seine unverwelkte Aktualität beruht. Gesemann meint, daß Aleko den Baj Ganju nur "in seinem türkischen, balkanobyzantinischen Milieu hätte schildern müssen, aber nicht in jenen eben erst angebrochenen Zeiten der Europäisierung Bulgariens" (S. 409). Das ist ein Zeugnis dafür, wie schwer es auch für manche westliche Kenner der bulgarischen Kultur war und immer noch ist, die Ambivalenz von deren Europäisierung zu begreifen.

Wie verlockend er auch immer sein mag, der völkerpsychologische Aspekt ist hier nebensächlich. Wenn sich junge bulgarische Intellektuelle heute, nach 60 Jahren, von dem zitierten Artikel mißverstanden, ja betroffen fühlen, liegt die Erklärung dafür in einer wiederkehrenden historischen Parallele verborgen. Baj Ganju verkörpert nämlich die linke, die verkehrte Seite der Öffnung nach einer "überlegenen Welt" hin. Dort ist - laut Georg Simmel - das "empirische Individuum" Trumpf. Ihm stellt sich der besagte vitale Pfiffikus entgegen. Mit anderen Worten, Baj Ganju Balkanski ist ein von vornherein unterlegener Nebenbuhler des westlichen "empirischen Individuums", der ebenfalls bestrebt ist, sich mit seiner Impertinenz durchzusetzen. In diesem Verhältnis bleibt die Kultur lediglich Attrappe.

Das Phänomen Baj Ganju ist nur eine erneut aktuelle Variante des tieferen und breiteren Problems: des *homo balcanicus* - wie es von dem berühmtesten bosnischen Schriftsteller Ivo Andrić genannt wurde. Die Bezeichnung umfaßt einen Widerspruchsknoten, der während der langwierigen Geschichte des südosteuropäischen Winkels geknüpft wurde und dessen Stellung dem "übrigen" Europa gegenüber vorprogrammierte. Es geht um eine eigenartige Verschränkung von ethnischen, sittlichen, umgangsartigen u.dgl. Gemeinsamkeiten und ausgerechnet daraus entsprungenen Feindseligkeiten, welche sowohl die Lebenswelt der Balkanvölker prägt als auch ihr geopolitisches Los weiterhin beeinflußt. Nicht das einstige Schisma zwischen Vatikan und Konstantinopel gab, worauf manche Autoren immer noch leichtfertig beharren, den Ausschlag für die nachfolgende geopolitische Kluft. (Trotz aller früheren Spannungen infolge der kirchlichen Reformation sind die Differenzen in Westeuropa heutzutage von keinem merklichen Belang.) Aber auch die zu lange dauernde Herrschaft des Osmanischen Reiches hat nicht allein den Homo balcanicus in das "störende" Problem verwandelt. Dieses hing vor allem von den Interessenkämpfen der europäischen Großmächte seit dem späten 19. Jahrhundert ab. Und eben weil sich der Kontinent jetzt unter dem Sternzeichen seiner Einigung versteht, stellt sein südöstlicher Flügel ein Spiegelbild der vormaligen geostrategischen Verfehlungen dar, die allerdings dazwischen sieben Kriege hier geerntet haben - bis zu dem letzten in Bosnien.

Im Westen und im Osten unterscheidet sich das Herangehen an die Wiederkehr der Geschichte nun wesentlich voneinander. Während die EU-Länder die heiklen zwischenstaatlichen Probleme von gestern gleichsam in der Gedächtnisrumpelkammer abzulegen bereit sind, muß der größere Rest des Kontinents behutsam nachprüfen, inwiefern die noch vage neue Weltordnung bereits historisch bekannte Züge aufweist. Kurz vor und nach dem Wendepunkt '89 wurden in Bulgarien bereits einige Bedenken zum Ausdruck gebracht: ob nicht Malta zu Jalta wird, d.h. was kann sich aus einem neuen Mischen der alten geostrategischen Karten ergeben usw. Zuerst sehr leise, wegen der lärmenden politischen Euphorie kaum hörbar, wuchsen diese Bedenken allmählich zu einem Begriff, allegorisch *Kuckuckssyndrom* genannt. Er deutet darauf hin, daß die Kleinen des

osteuropäischen Randgebiets in ihren Nestern möglicherweise "wieder fremde Eier brüten werden".⁸

Durch die Brille der pauschalen Politik blickend, begeht man oft den Fehler, auch das Bedürfnis eines kleinen Landes nach immanenter *Eigenentwicklung* automatisch mit dem Nationalismus gleichzustellen. Dem muß man entgegenhalten, daß die nationalistischen Bewegungen gewöhnlich nach dem Prinzip der "kommunizierenden Röhren" wuchern. Heute sind auch die bulgarischen Straßennationalisten stolz darauf, Skinheads zu heißen; sie kleiden sich "westlich", beschmutzen die Mauern der Synagoge mit Hakenkreuzen, wenden dieselbe "Methodik" an, wenn sie Zigeunerhäuser in Brand stecken usw. Genauso handeln aber die "intellektuellen" Anstifter des Nationalextrémismus gemäß den kommunizierenden Röhren. Am Vorabend des Zweiten Weltkrieges entflamte in Bulgarien beispielsweise ein berüchtigter Rassismusstreit, dessen sich sonst scharf voneinander abgrenzende Initiatoren beiderseits Zöglinge deutscher Universitäten waren.

Der Nationalismus darf keineswegs nur als individuelle, sondern muß ausschließlich als *epidemische* Krankheit behandelt werden. Seine Streptokokken sind in jedem nationalen Gebilde latent vorhanden.

Die bewußte Wiederkehr der Vorgeschichte übt jetzt jedoch eine gegenteilige Funktion aus. Unter den bulgarischen Intellektuellen, die unlängst vor 1989 sporadisch und scheu abweichende Ideen zu verfechten versuchten, sind heute vor allem jene populär, die sich mit der historisch bedingten Identität des Volkes beschäftigt haben. Eben sie vertreten die Auffassung, daß unserem Land nun eine kräftige Dosis "gesunden Konservatismus" guttun würde. Das Merkwürdige dabei ist, daß diese Meinung in dem politischen Spektrum ganz reibungslos einen kaum zu übersehenden Platz besetzt, obwohl sich die tonangebende Rhetorik gegen jede Herabminderung der "radikalen Umwandlung" sehr empfindlich zeigt. Die Beschwörung des nationalhistorischen Kulturgedächtnisses wird offensichtlich von nahezu allen sonst aufeinanderprallenden politischen Flanken als Verhütungsmittel gegen die Denaturalisierungstendenzen unter den jüngeren Generationen verstanden. Manche sehen darin auch einen Kontrapunkt zu dem ansteckenden Nachäffen fremder Stereotype. Jedenfalls werden fast alle Intellektuellen von der gutgemeinten Inkompetenz aufgebracht, welche von außen ohne weiteres vorschreibt, wie man eigene Kulturtraditionen nach fremden aktuell politischen Schablonen umwerten müsse.⁹

Die Geschichtsauslegung kann natürlich den internationalen Status quo nur beschämend wenig beeinflussen. Demgegenüber kann sich die verschmähte Geschichte aber an der Politik nachträg-

⁸ Christo Genčev, *Machaloto e na püt.*, Sofia 1994. Der Autor vertrat sogar die extreme Meinung, daß die überraschend beschleunigte Wende '89 von bestimmten Interessen der Großmächte (Rußland eingeschlossen) an einer Destabilisierung der "Pufferzone" zwischen ihnen begleitet sei. Dadurch wäre der Weg zu einer neuen, mehr wirklichkeitsentsprechenden geopolitischen Umgestaltung Europas geebnet. Gorbatschow habe sich bei diesem Pokern jedoch zu früh verrechnet (s. S. 11ff., 20ff., 37ff.). Es ist bemerkenswert, daß sich Christo Gentschew einer ähnlichen rhetorischen Frage als Argument bedient (warum bekundeten die westlichen Wirtschaftsmächte nach der Wende nicht dieselbe Hilfsbereitschaft, wie die USA nach dem Zweiten Weltkrieg?), wie sie neulich auch der größte Kulturmäzen Georg Szorosz aus polar entgegengesetzten Gründen anschnitt: Warum haben die Westmächte 1989 in auffälliger Weise versäumt, einen neuen Marshall-Plan durchzuführen? Warum sei bloß die Erwähnung dieses Plans zu einem "unanständigen Wort" geworden? (Zitiert nach der bulgarischen Fassung in: *Literaturen forum*, 24/1995).

lich ungemein heftig rächen. Das Beispiel des sich ständig weiter verwickelnden Bosnien-Krieges wird immer offener (obwohl es noch so akut ist) mit der historisch unbedachten Voreiligkeit der westeuropäischen Diplomatie in Zusammenhang gebracht.⁹ Die ausschlaggebende Schwäche der empirischen Politik besteht bekanntlich nicht darin, daß sie die einmal begangenen Fehler kaum rückgängig zu machen vermag, sondern darin, daß sie deren künftige Vermehrung nur sehr schwer einstellen kann. Außerdem ist es in einer nach Vorherrschaftsmaßstäben subordinierten Welt so eingerichtet, daß die Kleinen dazu da sind, um für die Vergehen der Großen zu büßen. In diesem Punkt sieht die Kulturdiskussion ihre winzige Chance, daß ihre warnende Stimme nicht ganz und gar ohne Gehör bleibt.

Die spontane Wiederkehr der Geschichte ist jedoch zweischneidig. Einerseits bringt sie den innigsten Drang der Kultur nach Emanzipierung von der machtpolitischen Konjunktur zum Ausdruck. Andererseits läuft sie Gefahr, daß sie unvorsichtig auch solche Erinnerungen "auffrischt", welche die Zwistigkeiten erhitzen. (Auf einen ähnlichen Zwischenfall mit einem Spielfilm, der unlängst die Frage nach der einstigen Islamisierung der bulgarischen Bevölkerung im Rhodopengebirge neu anfachte, kommt der nächste Abschnitt zurück). Die "Reife" der Kulturdiskussion wäre jedoch daran zu messen, inwiefern sie diesen Gegensatz überwindet - gesetzt den Fall, daß es ihr gelingt, der pragmatischen Politik zu entrinnen.

Geschenkte Freiheit: eine *Contradictio in adjecto*

Soweit die Bestimmung der Freiheit ein geistiger Kitzel für große Denker ist, glauben die empirischen Politiker eine schlaue Ausrede zu wissen. Um eine nähere Begründung zu vermeiden, verwenden sie in ihrem Jargon am liebsten den banalen Ausdruck: Die Freiheit sei wie die Luft; man spürt sie erst, wenn sie knapp ist oder gar fehlt.

Auch die liberalsten Politiker halten natürlich an vorgefertigten gesellschaftlichen Modellen fest oder basteln eifrig an neuen, die eine effektive "Lüftung" stickiger Machtstrukturen quasi garantieren. Die zitierte Luftmetapher ist dennoch irreführend. Sie schiebt nämlich das Wesentliche

⁹ Tončo Žečev, *Bolki ot tekuštoto*, Sofia 1995. Der Autor hat noch kurz vor der Wende (in der Perestrojka-Zeit) das Motto lanciert: "Vorwärts zu den Wurzeln!" (vgl. S. 5ff. des zit. Buches). Jetzt erläutert er, welche kohärierende Rolle der Konservatismus für die Selbsterhaltung und die Entfaltung der bulgarischen Kultur gespielt hat, obwohl dieser im Vergleich zu dem westeuropäischen Konservatismus eher abwehrend gewesen sei (s. S. 204-225). Ein anderer angesehener bulgarischer Historiker (Nikolaj Gentschew) reagierte auf die Empfehlung irgendeiner westeuropäischen Kommission, daß die bulgarischen Schulbücher taktvoller die türkische Herrschaft schildern sollten, spontan mit einer mehr sarkastischen als witzigen Bemerkung in der Tagespresse: "Wie soll denn die Schule unseren Enkelkindern mit westeuropäischem Taktgefühl beibringen, daß sie den osmanischen Eroberern zu Dank verpflichtet sind, weil diese das bulgarische Volk von den Schischmans (= die letzte bulgarische Zarendynastie) erlöst haben, um ihm die Sultansgewalt zu vergönnen?"

¹⁰ Erwin Ringel, *Patriotismus versus Nationalismus*, in: Max Haller und Schachner-Blazizeck (Hrsg.), *Europa - wohin?*, Graz 1994, S. 387ff. "Wir haben durch eine ganz falsche Politik auf dem Balkan ein Land zerstört und an dessen Stelle solche Nationalismen gesetzt, die dort schon lange wucherten, aber noch beherrschbar waren..." Obwohl es ziemlich problematisch zu sein scheint, daß die westeuropäischen Mächte die latenten ethnischen und religiösen Zwistigkeiten in dem einst von ihnen geschaffenen Jugoslawien hätten mildern können, hat der Autor doch Recht, daß die voreilige Politik zur Zuspitzung der Konflikte geführt und vor allem eine historische Rückkehr verursacht hat: "Es ist auffällig, daß auf dem Balkan jetzt die Konstellation wie in beiden Weltkriegen eingetreten ist..." (S. 393).

beiseite - daß die Freiheit nicht bloß ein politisches Konsumangebot ist, sondern ein *selbsterungenes* Recht. Oder wie es im *Faust* heißt:

*Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.*

Im vorigen Jahrhundert, gleich nach der Befreiung des Landes vom türkischen Joch, beharrten die maßgebenden Intellektuellen auf dem Motto: "Der Bulgare ist befreit, aber noch lange nicht frei!"

Wie immer sie dieses Motto auch gedeutet haben, waren sie in ihrer Überzeugung einig, daß die politische oder kulturelle Freiheit kein Souvenir an den früheren Widerstand ist, sondern eine nunmehr offene Aufgabe sowohl für den einzelnen als auch für die Gemeinschaft. Denn die geschenkte Freiheit ist genauso widersinnig wie die erlaubte Kühnheit. (Obwohl sich viele auch damit begnügen.)

Die Situation ist jetzt analog der damaligen, der politische Akzent ist aber ganz anders gesetzt. Die Zeiten sind schon lange vorbei, da Herder guten Glaubens verhiess, daß sich eine Weltgemeinschaft infolge der *Selbstinitiierung* aller Kulturen (die kleineren unbedingt eingeschlossen) herausbilden würde. Auch vor 100 Jahren war der "Stil" unterschiedlich. Die europäischen Großmächte haben zwar die geographischen Karten zwangsweise umgeschneidert, keinen gemeinsamen Wertekanon aber nötig gehabt, um die betroffenen Länder zu disziplinieren.

Unlängst gab es in Sofia einen Theaterskandal, begleitet von einer heftigen Mediendiskussion. Es ging um den Staatsmann Stefan Stambolow, der vor 100 Jahren Bulgarien aus der russischen Einflußsphäre herauszuziehen und an Westeuropa zu koppeln versuchte. Auch von seinen zahlreichen Gegnern blieb unbestritten, daß diese Politik zum Aufschwung der bulgarischen Wirtschaft geführt hat. Sein Regime war jedoch eine Höllenmaschine. Er verhalf mit gut berechneter Absicht einem Prinzen von Sachsen-Coburg-Gotha, den bulgarischen Thron zu besteigen, konnte sich mit ihm aber kaum vertragen. Stambolows Verbindungen mit Westeuropa waren ebenso gewinnbringend wie ärgerlich. Er nannte sich "liberal", wollte aber "Staatlichkeit" mit rauher Gewalt einführen. Am Ende wurde er selbst bestialisch auf offener Straße buchstäblich hingemetzelt. Und sein kollisionsreiches Handeln wird heute dennoch von mehreren Intellektuellen ohne jeden Vorbehalt als *die bulgarische Alternative* gerühmt.

Der Theaterskandal erfolgte anläßlich der Aufführung eines Stückes, das die letzten Tage Stambolows auf eine ziemlich triviale, ja pikante Weise darstellte. Aber gerade das hatte das Publikum übermäßig erregt - als hätte sich der Konflikt nicht auf der Bühne, sondern direkt im Zuschauerraum abgespielt. Das ist ein unmißverständliches Beispiel dafür, wie empfindlich die Öffentlichkeit ist, wenn es um den *eigenen* Weg des Landes "nach Europa" geht.

Das Problem ist jetzt, 100 Jahre danach, aus dem Grund noch verwirrender, weil die "zugestandene" Freiheit nicht wie damals an ein klares machtpolitisches Diktat (den Berliner Kongreß 1878) geknüpft ist, sondern an ein flexibles und zugleich doch obligatorisches Rezept, dessen tüchtige Erfüllung das Fehlende nur immer spürbarer werden läßt. Denn das Einholen der vorgefertigten Gesellschaftsstrukturen ist dadurch problematisch, daß der Vorbildstifter nicht nur einen Vorsprung hat, sondern sich selbst beschleunigt verändert. So kann sich der Abstand anstatt

daß er - wie gewünscht - kürzer wird, viel eher vergrößern. Sogar weltweit wahrgenommene Werte werden hierarchisch gönnerhaft vergeben und damit entstellt. Das geschieht z.B. mit dem Recht auf Reisefreiheit. Das neue Schengen-Abkommen hat dieses Recht für einen Teil des Kontinents stark gefördert, für den übrigen jedoch spürbar eingeschränkt. Selbst der durchaus verständliche Grund dafür (die Ängste der wohlhabenden Staaten vor einer Einwanderungsflut) beweist lediglich die wachsende *Diskrepanz* zwischen der laut proklamierten Liberalität und deren suspekten Verwirklichungsmöglichkeiten. Und das eben ist *die Realität*, mit der sich die internationale Kulturdiskussion ernsthaft auseinandersetzen muß.

Der verkehrten politischen Logik zufolge ist die Schuld gemeinhin ein "Privileg" des Betroffenen. So scheint das Bestreben der kleineren Länder nach Emanzipation von vornherein des Separatismus verdächtig oder der neu gebastelten globalen Weltpyramide gegenüber häretisch. Denn die obligatorische "Etalonisierung" der Reform (in der sozialpolitischen Sphäre gehen die strengen Vorbedingungen der mächtigen finanziellen Weltinstitute sogar bis in das kommende Jahrtausend hinein) *marginalisiert* die Frage nach der immanenten Eigenentwicklung.

Abgesehen von den Weltordnungsthesen Brzezinskis oder vielleicht im Gegensatz zu diesen stellt man heute hypothetisch die Bildung einer *europäischen Nation* (als Analogon zu der multikulturellen amerikanischen Nation) in Aussicht. Die westeuropäische Ostperipherie, die von ähnlichen epochalen Verheißungen nachgerade übersättigt ist, darf sich die Frage ersparen, wie diese zustande kommen und aus welchen ethnischen Molekülen sie bestehen soll. Ein künstliches Dilemma "Nationalismen" oder "Euronation" ist auch als rosige Utopie sehr unangebracht, besonders wenn sie zum politischen Spruch wird. In manchen Regionen, wie etwa auf dem Balkan, wo die Völker immer noch über die ehemals von den Großmächten willkürlich hervorgerufenen Probleme stolpern, kann ein solches Dilemma gerade die verworfenen "Nationalismen" erzürnen.

Eine *Freiheit auf Vorschuß*, die nunmehr den zwischendurch erprobten Gesellschaftsmodellen des Westens anzugleichen wäre, verrät leicht ihre Gegensätze. Das ist insbesondere dann zu bemerken, wenn den östlichen Ländern ihre Anpassung an die etablierte Welthierarchie überhaupt nicht oder nur halbwegs gelingt, wobei sie sich in ihrer eigenen Haut alles andere als gemütlich fühlen. Gerade in solchen Fällen der Irritation (wie heute) ist die globale Weltordnungstrategie auffallend selbstsicher. Die Reaktion der Betroffenen äußert sich dann durch absurde Zwi- stigkeiten, bei denen sogar kultursymbolische, religiöse, sprachliche u. dgl. Merkmale in "diplomatische" Steine des Anstoßes verwandelt werden. So war und ist z.B. immer noch eine geographische Benennung Vorwand für ein sinnwidriges Embargo; man verweigert die Unterzeichnung staatlicher Dokumente wegen "Ungeklärtheit", welche Sprache als offiziell gelten soll usw. Hinter dieser grotesken Oberfläche versteckt sich im Grunde ein tiefgreifender sozialpolitischer Abszeß. Er ist eben von den fraglichen Möglichkeiten der posttotalitären Gesellschaften in der nun *global* (lies Brzezinski!) zu regelnden Welt veranlaßt, eine in der Tat willensfreie Wahl ihres Handelns zu treffen. Was kann die Kultur unterdessen tun? Wie wird sie zugunsten kulturfremder Zwecke ausgenutzt? Inwiefern wäre sie imstande, selbst einen freien Willen zu bekunden?

An diese Frage hält sich der weitere Text. Hier möchte ich nur eine parabolische Figur hinzufügen, zu der mich vor mehreren Jahren der Roman *Fabian* von Erich Kästner inspirierte. Der Roman - geschrieben, als die Weimarer Republik ihr Fiasko vorausspürte - nannte die damaligen liberalen Intellektuellen "Vegetarier" inmitten der beginnenden politischen Volkskämpfe. Daraus ergab sich der paradoxe Schluß:

Freiheit ist, wenn ein Vegetarier versucht, die Menschenfresser von den Vorteilen der pflanzlichen Nahrung zu überzeugen. Demokratie ist, wenn der Stamm der Kannibalen mit Mehrheit entscheidet, was sie mit einem appetitlichen Vegetarier machen sollen, der ihnen in die Hände gefallen ist.

Das Dilemma: Imitation oder Emanzipation

Ferdinand Tönnies zeigte meines Wissens am deutlichsten den Unterschied zwischen den Keimen der Gemeinschaft und denen der Gesellschaft auf. Während die erste *organisch* entstehe, sei die zweite *mechanisch* geartet. Das erstere trifft m.E. für die Kultur zweifelsohne zu. Denn sie ist ursprungsmäßig eine wertsetzende Gemeinschaftsbildung oder - umgekehrt gesehen - eine gemeinschaftsbildende Wertsetzung.

Auch die subkulturellen Eintagsfliegen werden erst dann ausgebrütet, wenn sich ein "Umgangsfeld" für eine vorläufige Menschengruppe auf Grund dessen herausbildet, daß bestimmte Artefakta, Symbolzeichen, Verhaltensweisen oder Riten *gemeinsam* geschätzt bzw. bewundert werden. Diese schnell- und gewöhnlich kurzlebigen Gebilde gehören deshalb zur *Subkultur*, weil ihr "Werteinventar" zumeist imitativ oder manipulativ ist. Sie sind aber insofern auch *Subkultur*, als sie dennoch dem Bedürfnis bestimmter Menschen entsprechen, sich vorläufig aneinander zu *adaptieren*, um gewisse kommunikative Bindungen miteinander herzustellen.

Wenn sich solche Kreise der Subkultur sporadisch anderen Gruppen oder der bestehenden öffentlichen Ordnung gegenüber aggressiv benehmen, wie bei den letzten Punkerturbulenzen in Hannover, dann unterscheidet sie das im Prinzip nicht von den dauerhaften ethnischen oder religiösen Gemeinschaften, die ihrerseits bei bestimmten politischen Bedingungen bekanntlich sogar kriegerische Zustände veranlassen können.

Kurz gesagt, die Kultur beruht auf dem *organischen*, d.h. immanent veranlagten Streben der Menschen nach soziopsychischer Kohärenz. Sie wird - laut Tönnies - nicht bloß durch die bestehenden gesellschaftlichen "Mechanismen" reglementiert. Sie kommt dank gemeinschaftlich abgestimmter Wertvorstellungen zustande - wie diese auch immer mit Voreingenommenheiten bzw. Intoleranz infiziert sein mögen. Deshalb erstrecken sich die kulturellen (d.h. ethnisch, religiös, sittlich, sprachlich, ästhetisch usw. motivierten) Gemeinschaften nicht nur über verschiedene gesellschaftliche Strukturen und Barrieren hinaus, sondern sind auch für ihre "eigenen" Institutionen ein Erosionsfaktor, ja eine ernste Bedrohung. Bisweilen berauben sie diese ihrer Effizienz oder sie pervertieren deren Inhalt. (Der totalitäre "Realsozialismus" war ein sehr typisches Beispiel dafür, obwohl nachher, bei der Abwicklung der von ihm hervorgebrachten dogmatischen Kulturstrukturen, die darin abgelaufenen *zweispältigen* Prozesse kaum beachtet wurden.)

Im Hinblick auf das breite Thema "Interkulturalität" können natürlich alle Aspekte des Spannungsverhältnisses zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft, insbesondere zwischen den einzel-

nen Gemeinschaften mit verschiedenartigen Wertstereotypen von großem Belang sein. Die hier angekündigte Problemstellung macht es jedoch erforderlich, nur zwei von ihnen namentlich in Betracht zu ziehen.

An erster Stelle steht natürlich die inhärente Fähigkeit bzw. die umstandsbedingte Möglichkeit der Kultur, die Selbstinitiierung der jeweiligen Gemeinschaft zu inspirieren und ihre potentielle Energie auszulösen. Das ist kein abstraktes Anliegen der Kulturpolitik, sondern das strittigste Problem ihrer Praxis.

An zweiter Stelle muß die Frage nach dem ambivalenten Verhältnis einer lokalen Kultur zur Außenwelt erörtert werden: Ob sie fremde Modelle nachahmt oder sich von diesen emanzipiert; worin sie die Berechtigung eines "gesunden Konservatismus" sieht und wie sie die Gravitation des Zivilisatorischen verträgt.

Es ist selbstverständlich auch ökonomisch und sozialpolitisch entscheidend, ob ein Land seine potentielle Eigenenergie selbst entfesselt und produktiv aktiviert. Andernfalls, auf Injektionen von außen angewiesen, bleibt es "physiologisch" gelähmt. Seine latente Kraft wird nicht wie bei einer immanenten Selbstentwicklung vielseitig eingesetzt, sondern lediglich konjunkturgemäß ausgebeutet. In der Sphäre, wo das pragmatische Interesse die Spielregeln diktiert, scheinen die Chancen der Reformländer zur Eigenbewegung nur winzig zu sein - besonders bei einem spürbaren Abstand von den Musterspendern. Hier leistet - wie erwähnt - vorzugsweise die *Imitation* Bürgschaft für die "Richtungstreue" des Übergangs.

Als "organisch" herkömmliche Kohärenz einer menschlichen Gemeinschaft steht die Kultur tatsächlich in unmittelbarer Nähe zur spontan veränderlichen kollektiven Mentalität. Da sie aber eine Gemeinschaft durch bestimmte Werte legitimieren muß, erhebt sie Anspruch auf Bedeutsamkeit und Haltbarkeit. Und so gibt sie sich in ein Geflecht von unzähligen inneren und äußeren Gegensätzen.

Gerade auf dem Feld der Kultur im weitesten Sinne des Wortes ist der Kontrast zwischen der Imitation und der - wenn auch bange - Emanzipation am krassesten. Die Kulturkonfektion bekam in den posttotalitären Ländern ein Übergewicht, das sicher die westlichen Proportionen um ein Mehrfaches übertrifft. Die "Amerikanisierung" des Alltags geschieht grotesk mit allem möglichen Kram vermischt - auf dem Balkan z.B. mit orientalischem Beigeschmack. Ein arbeitsloser Literat, der gelegentlich einen Stand im Freien auf dem zentralen Büchermarktplatz in Sofia mietet, leistete einen witzigen Widerstand. Er stellte eine Menge trivialer Bücher mit kitschigen Titelumschlägen aus und mittendrin - ein Exemplar des Romans *Der Ekel* von Jean-Paul Sartre. Seit Monaten ist dieser Roman dort ständig zu sehen, während die pikanten Buchdeckel um ihn herum jeden Tag wechseln...

Von der Dynamisierung der Banalität als Bindeglied der interkulturellen Beziehungen wird die Rede speziell in dem so betitelten Abschnitt sein. Was die Aneignung der intellektuellen westeuropäischen Moderne anbelangt, spornt sie oft zu Experimenten an, die eine wirkliche kulturelle Belebung im Land bringen. In bulgarischen Theatern sind z.B. Aufführungen westlicher Repertoires zu sehen, die auch im Ausland konkurrenzfähig wären, hätten sie einen Zugang dazu. In den Galerien sind Kunstwerke ausgestellt, welche in einer westeuropäischen Ausstellung

keineswegs als Fremdkörper erscheinen würden. Das ist die andere Seite der fehlenden Emanzipation, die im Informationszeitalter immer mehr von den maßgebenden Visiereinrichtungen abhängig sein wird. Als Trostpreis ermöglichen diese nur, daß sich ein peripheres Land "angesprochen" fühlt, wenn seine Fußballmannschaft die deutsche besiegt oder ein dort geborener Künstler den Reichstag verhüllt.

Solche sekundären Beispiele können allerdings nur in einem breiteren Kontext das Dilemma: Imitation oder Emanzipation erschließen. Gleich nach dem Zweiten Weltkrieg wagte ein unkonventioneller Geschichtsphilosoph namens Ernst Niekisch eine *Europäische Bilanz*. Das, was er während seiner Gefangenschaft durchdacht und 1949 als Manuskript "ausgefeilt, geprüft und gewogen" hatte, ob es "in der Tat zu verantworten sei", mag heute mehr tagespolitische Ablehnung als Zustimmung finden. Denn der Autor behauptete, daß "das Pendel der Zeiten vom Pol der Freiheit zurück zum Pol der Ordnung schwingt". Und er warf ins Feld der Erwägungen eine daran geknüpfte Metapher: *Der Erdball sei klein geworden.*"

Vorsichtshalber möchte ich hier die provokante Bemerkung über "das Pendel der Zeiten" kommentarlos lassen, aber doch die Metapher betonen. Durch die Weltordnungsstrategien scheint der Erdball im 20. Jahrhundert tatsächlich klein geworden zu sein. Das heißt m.E.: Die strategischen Operationen haben mehr Probleme geschaffen als gelöst, schlechthin aber die Abhängigkeiten der Länder voneinander und vor allem von den Ordnungsgroßmächten auf eine bislang unvorstellbare Weise verdichtet und verstrickt. Infolgedessen durchdringt das Dilemma: Imitation oder Emanzipation die ganze Skala von der geistigen Kultur über die vertraute Alltags-trivialität bis zur Geopolitik. Es ist gewissermaßen für die grundsätzlichen Widersprüche unserer Zeit stellvertretend.

Ein sehr charakteristisches Beispiel dafür ist ein Buch, das in den letzten Jahren großes Ansehen in Rußland genoß. Sein Autor - Lew Gumiljow - ist Sohn des 1921 von den Bolschewiki als Konterrevolutionär erschossenen "Akmeismus"-Begründers Nikolaj Gumiljow und der berühmten Lyrikerin Anna Achmatowa. Das Buch, unter dem symptomatischen Titel *Von der Rus zu Rußland* posthum erschienen, wurde in einer Zeit entworfen, als der Autor schweren politisch-polizeilichen Verfolgungen ausgesetzt war.

Diese kurzen biographischen Angaben sind deshalb vonnöten, weil sich der Gehalt des Buches mit ihnen nicht ganz zu vereinbaren lassen scheint. Der Sohn der beiden ganz "europäisch" modernen Schriftsteller verfißt nämlich die These, daß sich in Rußland jahrhundertlang ein *eurasisches Superethnos* herausgebildet habe, das auch von Europa nur gebraucht werden könne, wenn es sich *nicht* nach westlichem Zuschnitt europäisiere. Sonst "wäre der Preis der Integration Rußlands in Westeuropa auf jeden Fall eine völlige Negation der vaterländischen Traditionen und eine daraus folgende Assimilation". Auch "die historische Erfahrung hat gezeigt, daß, als jedes Volk das Recht auf sein Selbstsein bewahrte, das vereinigte Eurasien (= das Russische Reich - A.N.) den ganzen Drang von seiten sowohl Westeuropas als auch Chinas und der Moslems mit Erfolg abwehren konnte".¹²

¹¹ Ernst Niekisch, *Europäische Bilanz*, Potsdam 1951, S. 184.

¹² Lew N. Gumilëw, *Ot Rusi do Rossii*, Moskau 1995, S. 313, 311.

Man muß ausdrücklich unterstreichen, daß es hier um keine verhinderte Emanzipierung der russischen *Kultur* geht. Diese (insbesondere die Literatur) zählt seit langem in Westeuropa zu den wichtigsten geistigen Errungenschaften der Welt, wobei sie betont als *russisch* betrachtet wird. Die Auffassung L. Gumiljows, die heute in Rußland nicht im geringsten einsam dasteht, beweist klar, daß die Bedeutung des kulturellen Dilemmas: Imitation oder Emanzipation weit über das eigentliche Feld der Kultur hinausreicht. Die Logik Gumiljows, die heute auch von Aleksandr Solshenizyn (in ihrer slawophilen Prägung) vorbehaltlos geteilt wird, scheint nicht ganz grundlos. Sie rührt aus der Annahme, daß Rußland sich in die Welt einordnen müsse, indem es sich auf seine potentiellen Schaffensenergien stütze. Anders sei es kaum imstande, einer "Assimilation" vorzubeugen. Deshalb beharrt auch Solshenizyn darauf, daß sich die russische Gesellschaft von nun an nicht den westlichen politischen Gerüsten anpassen, sondern die ihm eigentümlichen auferstehen lassen und aktualisieren müsse - in erster Linie die "Semstwa" (Organe der örtlichen Selbstverwaltung, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unter heißester Befürwortung der Slawophilen eingeführt wurden).

Es geht - philosophisch gesehen - nicht um die gesellschaftliche *forma formata* (die bereits geschaffene Form), sondern um die *forma formans* (die schaffende Form). Gerade der sozialpolitische Abstand Rußlands von Westeuropa, der durch den Zusammenbruch der Sowjetunion auf eine schmerzliche Weise sichtbar wurde, verhilft der slawophilen Idee höchstwahrscheinlich zu einer Renaissance. Und diese Idee würde von zwei Ängsten genährt: von der Angst der Russen vor "Kolonialisierung" durch den Westen und von der Angst Westeuropas vor der Wiederherstellung der soeben beendeten Großmachtverhältnisse auf dem Kontinent. Mir ist jedenfalls die selbstsichere Behauptung Brzezinskis vollkommen unverständlich, daß Rußland, wenn es "sich jetzt zum Westen hin orientiert", auch künftig "auf dessen anhaltende Unterstützung angewiesen wäre" und daß ausgerechnet dank dieser Abhängigkeit eine "bedeutsame Identifikation" mit den sich als vernachlässigt verstehenden Völkern der Welt "ausgeschlossen" sein würde... Ich möchte aber die Ausführungen des resümierenden letzten Paragraphen nicht vorwegnehmen.

Es ist hingegen angebracht, die spezifische Reaktion auf das Dilemma: Imitation oder Emanzipation in Bulgarien damit zu vergleichen - in einem geographisch zu Europa zählenden Land, das selbst keine messianischen Ansprüche erheben mag und sich wahrscheinlich auf Dauer geopolitisch verunsichert fühlen wird. So scheint hier die Suche nach dem "eigenen Boden" für immer mehr sonst kritisch denkende Intellektuelle von magnetischer Anziehungskraft zu sein. Diese Suche ist zumeist von der Befürchtung inspiriert, daß die Emanzipierungsbestrebungen der bulgarischen Kultur angesichts der herablassenden Haltung Westeuropas eher komisch wirken.

Der "gesunde Konservatismus" meint (ungefähr wie L. Gumiljow), daß sich eine Übernahme fremder Werte nur insofern lohnen würde, als sie auf bulgarischem Boden gedeihen können. Als Widerstand gegen die Imitation ist diese Ansicht zweifelsohne sehr überzeugend. Ihre Schwäche besteht aber darin, daß sie die zivilisatorischen Raubvögel, die völlig wahllos die Lebenswelt anfallen, mit musealen Waffen bekämpfen will. Außerdem ist ihr Spürsinn für kulturelle Innovationen ziemlich fraglich.

Es geht wieder um ein historisches, auf die Gegenwart bezogenes Beispiel. Ein sich offen zu ihr bekennender Verfechter der konservativen Strömung sprach sich ablehnend über den sogenann-

ten "Beron-Komplex" in der bulgarischen Kultur aus. Gemeint ist der namhafte Aufklärer Peter Beron, der im zweiten Viertel des vorigen Jahrhunderts viele Verdienste um die soeben sehend gewordene bulgarische Volksbildung hatte, zugleich jedoch eine "Schwäche" zeigte. Er veröffentlichte nämlich in deutscher und französischer Sprache dicke philosophische Bücher, in denen er den Versuch wagte, eine *Panépistǎme* darzulegen, d.h. eine zusammenfassende Hypothese über die "Grundzüge aller Natur- und Moralwissenschaften".

Ein Schüler Schellings war mit seinen Büchern verständlicherweise kaum imstande, in dem philosophisch übersättigten 19. Jahrhundert bei den westeuropäischen Intellektuellen eine definitive Anerkennung zu erzielen. Und das gibt den "Gesundkonservativen" heute einen willkommenen Anlaß, die europäischen Ambitionen Berons zu verspotten. Der Autor stehe mit einem Bein auf "unserem Boden", mit dem anderen - "unbekannt wo". So sei er sowohl für uns als auch für "Evropata" (eine pejorative Bezeichnung Europas, etwa wie "das Europalein") unverständlich: "Ein Gigant, der zugleich die Karikatur eines Giganten ist."¹³

Es handelt sich in diesem Fall um die andere Seite der "Medaille", die L. Gumiljow präsentierte. Der gehinderte Zugang zu "Evropata", ja die herablassende Einstellung des Westens zu seinem östlichen Nebenan wird als Vorwand benutzt, damit manche kleine Länder mit ihrem kulturellen Minderwertigkeitskomplex gleichsam würdevoll zurechtkommen. Für den "gesunden Konservatismus" ist die defensive Forderung ausreichend, daß die einheimischen Intellektuellen einfach mit "beiden Beinen" auf eigenem Boden zu stehen haben.

Gerade der bespöttelte "Beron-Komplex" kann aber ein Argument für die emanzipierende Aneignung der westeuropäischen Kultur sein. Mit seiner *Slawischen Philosophie* versuchte der Autor nicht nur (wie zur gleichen Zeit auch der Russe Iwan Kirejewskij, ebenso von Schelling beeinflusst) eine "östliche Stimme" in die westliche philosophische Debatte hineinzubringen, sondern näherte sich mit seinen Ansichten über die sogenannten Zeugmata in erstaunlicher Weise der damals noch wenig beachteten Philosophie des Lebenswillens. Warum sollte das ein Fehler Berons sein? Wäre es nützlicher für die bulgarische Kultur gewesen, wenn er mehr Fibeln für das spärlich belebte Publikum herausgegeben hätte, anstatt an seiner *Panépistme* zu schreiben? Sie brachte ihm zwar keinen nachhaltigen Ruhm. Mit ihr aber hatte er sich *selbstkreativ* einen Zugang zu der sich damals erneuernden westeuropäischen Philosophie verschafft.

Und das ist eben der Eckstein der kulturellen Emanzipierung. Sie darf nicht schlicht an der Anerkennung von außen gemessen werden, sondern vor allem daran, wie sie der eigenen Kultur durch eine Weltöffnung zur Kreativität verhelfen kann. Und das Mißgeschick Berons bestand nicht darin, daß seine Bücher kaum so bekannt sein konnten, wie es die Bücher eines ihm mental verwandten Denkers - Arthur Schopenhauers - später wurden, sondern darin, daß sein geistiges Wagnis zu Hause keinen Boden fand und bis heute nur als Kuriosität betrachtet wird.

Der "gesunde Konservatismus" ist übrigens für jede Kultur so unentbehrlich wie die Bremse für ein Fahrzeug. Sie darf keineswegs schwächer, aber auch nicht viel stärker als das Triebwerk sein.

¹³ Tončo Žečev, a.a.O., S. 208-209; Das in deutscher Sprache verfaßte Buch Berons ist (ohne Nennung des Autors) unter dem Titel erschienen: *Slawische Philosophie*, Prag 1855. Über die Philosophie Berons in deutscher Sprache, vgl.: Georgi Schischkoff, *Peter Beron (1798-1871)*, Forscherdrang aus dem Glauben an die geschichtliche Sendung der Slawen, Meisenheim am Glan, 1971.

Der rhetorische Smog

Ein ähnliches Kinderspiel gibt es sicher auch in anderen Ländern. Ich weiß nur nicht, ob es denselben Namen trägt. Denn ich möchte eben diesen jetzt allegorisch anwenden: "Zwei sind zu wenig, drei sind zuviel."

Meiner Meinung nach paßt der Ausdruck ziemlich genau auf die gegenwärtigen Beziehungen zwischen Westeuropa und seiner Ostprovinz. Wenn Christo ein Star in der Kunst des Verhüllens ist, so sind ihm die europäischen Politiker doch um ein Mehrfaches überlegen. Sie müssen jeden Tag die Wahrheit verschleiern, daß sie die Rechnung "zwei zuwenig, drei zuviel" kaum abzuschließen imstande sein werden. Vorläufig hilft ihnen einzig das Hinauszögern.

Für alle Mitspieler ist völlig klar, daß die osteuropäischen Länder gerade deswegen so ungeduldig sind, in die EU aufgenommen zu werden, weil sie dafür noch nicht "reif" sind. Wären sie es wie die Schweiz oder Norwegen, würden sie sich gewiß mehr Zeit zum Überlegen lassen. Ihr - bildlich gesprochen - Pubertätsdrang nach baldiger Verhelichung mit der Wohlstandsgesellschaft ist für Westeuropa ein großes Übel, das sich allerdings nicht gegen ein kleineres eintauschen läßt. Das heikle Problem besteht nicht darin, wie fein oder grob das westeuropäische Sieb sein darf, sondern darin, wie groß das wirtschaftliche bzw. geostrategische Risiko sein kann, das durch die draußen vor der Tür gebliebenen Länder entstehen würde.

Jetzt möchten wir aber das Spiel "Zwei zuwenig, drei zuviel" nicht verderben. Es wird hier lediglich als Haupterzeuger des *rhetorischen Smog* erwähnt, den dieser Abschnitt stichwortartig zur Diskussion stellen möchte. Denn gerade dieser Smog verlängert die Zeit, in der sich sowohl die westlichen als auch die östlichen Politiker über die diffizile Aufgabe weiterhin den Kopf oder die Zunge zerbrechen können.

Dank der heutigen Disproportion auf dem Kontinent, wobei die östliche Seite kaum imstande ist, ihren Rückstand gegenüber Westeuropa alsbald aufzuholen, während die westliche Seite den Osten weder unmittelbar integrieren noch gefahrlos ignorieren kann, brach die Zeit des *Ungefähren* an. Wenn man dazu noch die ungeheure Informationsflut durch die Medien rechnet, ist es kein Wunder, daß die Rhetorik ihre Sternstunde erreichte, um alles vernebeln zu dürfen.

Dieses Problem betrifft die Kultur und die Politik gleichermaßen, wobei es sie jedoch zur Kontroverse miteinander auffordert. Die moderne Literatur behandelt sehr oft und sehr sensibel die Übersättigung durch Kommunikation sowie die Neigung der überforderten Sprache, durch viele Wörter den Sinn einer Sache zu verfehlen. Der rhetorische Smog erfüllt aber - gezielt oder unbewußt - eine nicht zu unterschätzende Funktion in der Zeit des Ungefähren. Er ermöglicht nämlich die *Vortäuschung einer Aktivität*, solange die Politik noch nicht fähig oder gewillt ist, die gesellschaftlichen Schlüsselprobleme zu lösen.

Außerdem ist der *rhetorische Smog* im Unterschied zum technisch-industriellen nicht so lästig, sondern gelegentlich sogar amüsant. Das kann z.B. wohl gesagt werden vom Vaudeville der Affären, das tagtäglich und immer wieder mittels der Medien verbreitet wird. "Immer wieder" in einem doppelten Sinn: die Affären (finanzielle, parteipolitische, administrative usw.) hören nie auf, sich zu vermehren und werden nie bis zum Ende aufgedeckt. Was die tagespolitischen In-

trigen oder die scharfgewürzten Polemiken betrifft, so haben sie einen besonderen, theatralischen Effekt - d.h. sie wirken so, als würden sie vor einem "anwesenden" Zuschauer gespielt. (Das kann ich aus eigener Erfahrung bestätigen. Wenn ich in einer Berliner Bibliothek bulgarische Zeitungen vom letzten Monat durchblättere, ist mein Eindruck nicht halb so gespannt, wie wenn ich zu Hause derartige Geschichten fast sofort und gleichsam als Augenzeuge mitbekomme.)

Wie jene Ärzte, die aus der Pupille die "Signale" einer Erkrankung zu erkennen verstehen, könnte man - glaube ich - unsere Gegenwart durch das Prisma der Rhetorik diagnostizieren. Denn sie und der Smog, den sie herstellt, beinhalten den "Gärstoff" der Gegensätze, die gerade von ihnen vernebelt werden.

Die "Schicht" der Rhetorik ist selbstverständlich nicht lokalisierbar. Diese streckt ihre Fühler überallhin aus und vermischt sich leicht mit den unabweislichen Sorgen des Alltags. Wenn die diktierenden Weltfinanzinstitute z.B. die Bedingung für eine sozialneuralgische Energiepreiserhöhung stellen, um neue Kredite zu bewilligen, wird das gehorsam (auch von einer "linken" Regierung) erfüllt, zugleich aber von einem Alibi verschaffenden rhetorischen Lärm begleitet. Eine mysteriöse Affäre mit russischer Erdgas- und Erdöleinfuhr haben die Medien zur Sensation gemacht, persönliche Anschuldigungen wurden laut erhoben usw. Ganz leise und undeutlich waren darunter aber Stimmen zu vernehmen, welche die Frage nach dem Teufelskreis der Kreditpolitik stellen wollten: Die neuen Westkredite reichen eigentlich nur dazu, die alten Westkredite teilweise zu tilgen...

Darin besteht nämlich die Rhetorik des Ungefährlichen. Der unwissende Bürger wird in seinem Unwissen noch mehr verunsichert. Das geschieht auch dann, wenn sein Alltag spürbar betroffen ist. Das war z.B. der Fall mit der Wasseraffäre in Sofia, die durch einen regelrechten Informationsmischmasch vertuscht wurde.¹⁴ Ich verstehe, daß sich einer Kulturdiskussion solche Details wenig ziemen. Ich hätte sie gern beiseite gelassen. Sie illustrieren aber doch die *praktische Seite* des rhetorischen Smog. Sonst zeigt sich dieser am meisten, wenn es um die Einführung der westeuropäischen demokratischen Werte im großen und ganzen geht. Jene, denen das nicht allzu sehr am Herzen liegt, können sich einfach ausschweigen. Sie wissen ja, daß solche Rhetorik ihnen nicht besonders schadet. Diese wirbt zwar leidenschaftlich für vorgefertigte politische Muster, ist aber gegenüber einer Diskussion allergisch, sobald sich diese Muster als wenig verwertbar erweisen.

Der rhetorische Smog verschafft der sogenannten "vierten Macht" ein falsches Selbstgefühl. Sie versteht sich als "mächtig", wenn sie bloß die politische Konjunktur vergrößernd reproduziert. Ein "As" unseres staatlichen Fernsehens machte neulich (trotz der Mahnungen George Orwells) sogar die pathetische Aussage: "Wenn es 1933 Fernsehen gegeben hätte, wäre der Hitlerismus nicht möglich gewesen." Vergleichbare leichtfertige Behauptungen sind auch im Westen als Apologie des beginnenden Informationszeitalters zu hören.

¹⁴ Unweit von Sofia liegt ein großer Stausee, der jahrzehntelang die Bevölkerung mit Trinkwasser versorgte. Plötzlich aber wurde bekannt, daß der Stausee "irgendwie" leer geworden sei und den Sofiotern der Wasserverbrauch rationiert werden müsse. Diese Affäre, wie alle übrigen, ist allen zornigen Artikeln zum Trotz, im Dunkel geblieben.

Dieses Beispiel spricht sehr klar dafür, daß die *intellektuelle* Kultur in der Zeit des Ungefähren nicht nur die von dem rhetorischen Smog meistbetroffene ist, sondern auch dessen *Antithese* sein muß. Darüber wird in den drei Abschnitten am Ende dieser Abhandlung wieder die Rede sein.

Die politische Commedia dell'arte

Während einer Seminarsitzung erzählte ein Student sein erstes parteipolitisches Erlebnis, das wie eine aufschlußreiche Anekdote klingt. Soeben volljährig geworden, besuchte er die Versammlung einer neugegründeten Partei in seinem Heimatstädtchen. Wißbegierig fragte er nach der politischen Plattform dieser Partei mit verlockendem Namen. Und bekam zu hören: "Wir wissen jetzt nur, daß Herr K. unser Leader ist. Über unsere (!) Plattform erhalten wir erst später eine Instruktion aus Sofia."

Das Geschehnis wäre bloß lächerlich, hätte es lediglich eine primitive politische Haltung zum Vorschein gebracht. Es ist aber Episode eines Rollenspiels, bei dem auf einer dicht bevölkerten Bühne jeder um die Wette eifert. Die Partituren der Rollen wiederholen des öfteren westliche Schablonen nicht ohne Berechnung, durch welche dieser Schablonen die Gewogenheit ausländischer Parteien, politischer Stiftungen, Institutionen usw. am leichtesten zu gewinnen wäre. Und eben auf diese Rollenverteilung bezieht sich die Assoziation mit der historischen Commedia dell'arte.

Das Anekdotische, ja das Groteske ist ein alter Gefährte der Politik. Die Commedia dell'arte beruht aber nicht allein auf dem Spaßigen, sondern auch auf einem strengen Kompositionsprinzip: Die Rollen sind als "Charaktere" im voraus typologisiert. Ihre konkreten Handlungen und Stichworte hingegen werden stets von den Darstellern improvisiert - je nachdem, wann, wo und vor welchem Publikum sie spielen.

Während die westeuropäische gesellschaftspolitische Erfahrung den posttotalitären Ländern aufgepfropft werden soll, übt dieses Prinzip eine wichtige Funktion aus. Es vermenschlicht - sozusagen - die Imitation, revidiert ihre Buchstäblichkeit. Dabei ist aber die im voraus konturierte Typologie der Rollen als Problem bei weitem nicht so wichtig wie deren *Relativierung* infolge der konkreten Ausführungen.

Das Ungefähre ist auch in dem Ausgangspunkt impliziert, der die Anpassung an die westeuropäischen Etalons voraussetzt. Es gibt keinen systematischen Katalog der sozialpolitischen Muster. Man muß sich "intuitiv" an der mutmaßlichen Stelle der einzelnen EU-Länder in der offiziell verschwiegenen *Hierarchie* orientieren. So käme es z.B. keinem bulgarischen Politiker in den Kopf, sein Land - was eigentlich sehr logisch wäre - den Erfahrungen eines Nachbarlandes anzunähern, das sich nahezu der ganzen südlichen Staatsgrenze entlang erstreckt, vor wenigen Jahrzehnten auf demselben sozialpolitischen Niveau stand, heute aber bereits ein Vollmitglied der EU ist: Griechenland.

Wie es in jedem Theater üblich ist, verrät die Commedia dell'arte scheinbar unabsichtlich, was sich hinter den Kulissen verbirgt. Der urwüchsige Instinkt souffliert den Ausführenden, daß sie sich bei der rhetorisch übereifrig verkündeten überstaatlichen Integrierung vorzüglich an die wortkarge Hierarchisierung anpassen müssen. Denn diese ist angesichts der unumgänglichen

ökonomischen Prioritätensetzung völlig folgerichtig. Oder kann jemand im Ernst behaupten, daß sich alle Differenzen, welche sich beispielsweise zwischen Tschechen und Slowaken vor kurzem erkennen ließen, als sie zu ein und demselben Staat gehörten, nach deren Aufnahme in EU sofort verflüchtigen? Was das Verschweigen der unbequemen Fragen anbelangt, ist dieses schlechthin die Hauptwaffe des guten Tons...

Die Art und Weise, wie manche neu besetzte Rollen ausgeführt werden, erinnern an die von Aleko Konstantinow karikierte Europäisierungswelle vor einem Jahrhundert. Daß sich einzelne Politiker zu leidenschaftlich in importierte Stereotypen hineinversetzen, ist komisch, aber leicht korrigierbar. Es ist erst gefährlich, wenn der Widerstreit zwischen den Rollen, der bereits in deren Typologie vorgesehen ist, wegen eigennütziger politischer Interessen zugespitzt wird. Das berührt insbesondere die ohnedies neuralgischen Punkten.

Politiker und Kulturträger versuchen wiederholt, geopolitische Tendenzen, die sich nun vermuten lassen, voreilig zu dramatisieren. Sie verwandeln diese in gleichsam kompromißlos widerstrebende Machtrollen. So werden z.B. die nach dem Bosnien-Krieg wiederbelebten Ängste vor einem fundamentalistischen Plan manipuliert, der mutmaßlich die Errichtung eines staatlich etablierten moslemischen Gürtels auf dem Balkan (von der Türkei über Bulgarien, Makedonien, Kossowo und Bosnien bis zum Adriatischen Meer) vorsieht. Ich möchte als Beispiel eine mit diesem Feuer spielende Polemik anführen.

Vor kurzem traf man derartige Anschuldigungen nur anspielungsweise. Kürzlich griff ein sonst literarisches Blatt mehrere Schriftsteller und angesehene Fernsehmoderatoren sehr scharf an, daß sie angeblich eine *serbophile* Position verfechten, indem sie für den jetzigen Balkankonflikt auch die Moslems verantwortlich finden. Der Streit selbst gehört nicht zu unserem Thema, jedoch aber die Beschuldigungen. Denn die Beziehungen zwischen Bulgaren und Serben waren gelegentlich freundlich, des öfteren gespannt und nicht selten feindselig. Nie gab es in Bulgarien aber "Serbophile". Im Gegenteil - die Bezeichnung "Serboman" galt (und gilt teilweise immer noch) als nationalpolitische Beleidigung. Was sollen dann also solche übertriebenen Mahnungen gegen angebliche "Serbophile" verfolgen? Sie sind meiner Meinung nach selbst ein warnendes Symptom dafür, daß die alten Feindgespenster auch heute gebraucht werden.

Der Unterschied zwischen "groß" und "klein" (nicht nach Botho Strauß) lehnt sich an ein sehr einfaches Prinzip in den zwischenstaatlichen Beziehungen an: Die Großen sehen nur danach, wie sie ihren Willen durchsetzen können. Die Kleinen müssen dagegen nur darauf achten, wo sich die Interessen der Großen nicht völlig decken. Das letzte wird aber am häufigsten gerade von solchen Ländern nicht genug nutzbar gemacht, die in ihrer Geschichte durch die Zwischenspiele der Weltmächte am meisten benachteiligt waren.

Unter dem Sternzeichen des Ungefähren sind zwei Versprechungen wie auch zwei ihnen entsprechende Erwartungen exemplarisch: die Länder der westeuropäischen Ostperipherie werden an einem Tag X a) in die EU und b) in NATO aufgenommen. Das gab schon Anlaß zu heftigen Auseinandersetzungen, die sicher grotesk wären, hätten sie nicht so wichtige einheimische Staatsmänner und Parteileader persönlich engagiert. Die Situation ist wie bei der klassischen Gestalt der ewig treuen Verlobten Roswitha. Je hartnäckiger sie ihrem sich davonschleichenden Verlobten Ergebenheit beteuert, desto mehr wird er ihrer überdrüssig.

"Diskutiert" wird z.B. die Frage, ob Bulgarien leichter und schneller ein EU-Land oder aber ein NATO-Mitglied werden kann. Figürlich gesagt - ob es eher zu ihm paßt, ein gerupfter Militär- oder ein magerer Wirtschaftsschwanz zu sein. Keiner widersetzt sich den beiden Versprechungen bzw. Erwartungen. Jenen, die eine EU-Mitgliedschaft als prioritär ansehen, wird indes die Maske des Hinterhältigen zugemutet - sie warten angeblich nur darauf, wieder Handlanger eines neuen russischen Imperiums zu werden. Ihre Opponenten, die einen NATO-Beitritt beschleunigen zu können glauben, übernehmen die Rolle des alten Capitano, der nur tapfer ist, wenn keine wirkliche Gefahr besteht. Sie kämpfen rhetorisch dafür, daß sich das Land unverzüglich und laut für einen *bedingungslosen* Beitritt erklären soll.

...Wenn sich die politische Commedia dell'arte bislang mehr auf das Verbale als auf die Aktion richtet, ist es auf die Tatsache zurückzuführen, daß sie heute immerhin den Epilog des gestrigen Dramas darstellt, bevor der Prolog des morgigen beginnt.

Der Mangel an verstehender Gegenseitigkeit

Samuel Beckett knüpfte bekanntlich die Identität des Einzelnen an eine schwer erreichbare Dreifachheit: ob dieser a) etwas zu sagen hat und ob er weiter weiß, b) wem und c) womit er das sagen kann. In diesem Sinn lautet auch das Leitmotiv in Becketts *Spiel*, wo drei Gestalten posthum ihre Hälsen aus drei Urnen herausstrecken und, ohne einander hören zu können, drei sich seltsam kreuzende Monologe halten. Das Motiv kommt durch eine Frage zum Ausdruck, die sie stets wiederholen: *Werde ich gesehen, werde ich gehört werden?*

Um sich selbst verwirklichen zu können, braucht eine Person genauso wie eine Kultur den spürbaren Widerhall bei anderen, sei er auch oppositionell. Apathie oder Herablassung sind die heimtückischsten Hindernisse ihrer Selbstbehauptung.

Es war bereits die Rede davon, daß die Emanzipation einer kulturellen Gemeinschaft nicht schlicht darauf reduziert werden darf, wie deren Werte konjunkturgemäß auswärts kotiert werden. Der Sinn einer Emanzipierung ist ja, daß sich eine "kleine" Kultur nicht imitativ, sondern durch *Selbstinitiierung ihrer eigenen Kreativität* zur großen Welt öffnet. Das mindert aber in keiner Weise die Angemessenheit der Frage nach dem "Gesehen- oder Gehört werden". Eben davon hängt es ab, ob die Selbstinitiierung einer kulturellen Gemeinschaft *er-* oder *entmutigt* wird. Besonders im Informationszeitalter begünstigt die Vereinsamung einer Gemeinschaft in ihren überlieferten Werten durchaus deren Kolonialisierung durch die alles fressende Kulturkonfektion.

Finden Schriftsteller bzw. Künstler aus einem kleineren Ethnos allerdings großes Ansehen in der kulturellen Weltkala, bleibt ihre Abstammung oftmals eine exotische Nebensächlichkeit, die auch leicht vergessen oder verwechselt werden kann. Während eines Rundtischgesprächs in Berlin habe ich im Hinblick eben auf das Problem der kulturellen Emanzipation einen Vergleich zwischen Bulgarien und Norwegen gezogen, d.h. zwischen zwei kleinen Ländern, an den zwei diametral entgegengesetzten Enden Europas liegend, die allerdings nicht als gleichermaßen "europäisch emanzipiert" gelten. Ein Literaturkundiger erwiderte mir sofort: "Ja, aber Norwegen hat Ibsen und Strindberg!" ... Gerade sein voreiliger Fehler war richtig. In die gesamteuropäische

Kultur aufgenommen, scheint es schon nicht unbedingt von Belang zu sein, ob Strindberg in Schweden oder Norwegen geboren ist. Worum geht es also, wenn wir die verstehende Gegenseitigkeit dennoch als *Schlüsselfrage* der Interkulturalität annehmen?

Bei der Emanzipierung einer Gemeinschaft aus ihrer Subordination innerhalb der Weltkonjunktur geht es natürlich wesentlich darum, ob sie in der wirtschaftlichen oder in der kulturellen Sphäre versucht wird. Würden manche Staatsmänner der posttotalitären Gesellschaften sich selbst Glauben schenken, wenn sie gelegentlich für freiwillige Einschränkungen der Wohlstandsgesellschaft zugunsten der braven östlichen Länder plädieren, wäre das purer Selbstbetrug. Es ist ihrerseits aber nur eine betäubende Rhetorik mit dem Zweck, sich ein Alibi für das peinliche Sitzen im Wartezimmer Europas zu verschaffen.

Ganz undiplomatisch gesagt, wird die westeuropäische Ostperipherie ausgerechnet dann eine wahre Gegenwirkung zu spüren bekommen, wenn sie die Versprechungen Westeuropas "buchstäblich" wahrnimmt - d.h. wenn sie sich aus dem Status eines aufsaugenden Marktes (genauer gesagt - eines Basars) zu emanzipieren und als konkurrenzfähiger Hersteller zu behaupten versucht. Bis dahin kann sie sporadisch mit Dopingspritzen aus geo- bzw. militärstrategischen Beweggründen rechnen, wie das Beispiel des seit langem assoziierten Mitglieds der EU - der Türkei - zeigt. Die illusionären Erwartungen, daß der Balkan mit seinen spottbilligen und verhältnismäßig qualifikationsgefügen Arbeitskräften sowie mit seiner geographisch vorteilhaften Stelle als Okzident-Orient-Achse eine Verlockung für das fremde Kapital sein könnte, würden erst dann in Erfüllung gehen, wenn die fernöstlichen Wirtschaftsmächte (zunächst vielleicht Japan) einen übrigens *durchaus logischen* Schritt wagen: mit Westeuropa aus unmittelbarer Nähe zu konkurrieren, indem sie den Balkanraum als bequemen wirtschaftlichen Vorposten benutzen. Infolgedessen würde sich sicher auch das Interesse Westeuropas für diesen Krähwinkel aus geostrategischem (Bosnien!) ins Bedürfnis nach ausgewogener Partnerschaft verwandeln. Eine solche Perspektive ist im Augenblick aber ebenso realistisch wie problematisch.

Eine verstehende Gegenseitigkeit von seiten Westeuropas gegenüber seinen Kulturtrabanten sollte eigentlich natürlich sein. Der Mangel daran wird aber immer auffälliger. Es ist gar nicht so lange her, da T.S. Eliot seine Überzeugung von der Verflochtenheit der Weltkultur so veranschaulichte: Er könne Lyrik in norwegischer Sprache überhaupt nicht lesen. Er würde aber außerordentlich beunruhigt sein, falls er erführe, daß niemand mehr auf Norwegisch Lyrik schreibe. Die Besorgnis Eliots klingt nun als elitäre Ausnahme. Das Informationszeitalter vermählt die banale Neugierde mit dem Differenzierungsunvermögen. Tonangebend sind die nur modisch verschönerten *Stereotypen* geworden. Das geistige *Selbstverständnis* verkommt zur *Imagepflege*.

Zwei wohlbekannte konträre Bestimmungen unserer Zeit sind aus derselben Wurzel erwachsen: Die neuen Medien haben aus der Welt ein "großes Dorf" gemacht; zugleich ist aber auch die "einsame Masse" entstanden. Und sie ist nicht nur imstande, Vorurteile auszubrüten, sondern sich auch ideologisch wiederum manipulieren zu lassen.

Feststellungen, die "Heute" mit "Gestern" zugunsten des zweiten vergleichen, sind zwar immer einer nostalgischen Übertreibung verdächtig. Dennoch ist es m.E. nachweisbar, daß die verstehende Gegenseitigkeit für die immanente Energie der einzelnen Kulturen vor nicht allzu vielen

Jahren in Europa ein größeres Gewicht hatte. Höchstwahrscheinlich würde der Weg eines neuen Knut Hamsun von dem nordnorwegischen Ödland bis zum Dispatcherpunkt der europäischen Kultur heute kaum leichter und schneller sein, als er in der Zeit um den Ersten Weltkrieg gewesen war. Und das hat mindestens zwei Gründe: a) daß das Ausmaß der interkulturellen Kommunikation vorzüglich die Hierarchisierungstendenz in der "Weltordnung" fördert und b) daß die verstehende Gegenseitigkeit am besten während einer *kreativen* Periode der Kultur gedeiht, die jetzt nicht auszumachen ist.

Selbstverständlich darf man nicht den Beitrag unterschätzen, den verschiedene kulturpolitische Initiativen zur Förderung der internationalen Kontakte leisten: Subventionen für kulturelle Äußerungen, welche der Markt sonst kaum zuließe, Unterstützung einzelner oder gemeinsamer Projekte usw., einschließlich der Bereitschaft einiger Prestigeeinrichtungen, sich für die kleineren Kulturen einzusetzen. (Es ist z.B. bewunderungswürdig, daß das Nobelpreiskomitee auch wichtige Erscheinungen der im allgemeinen wenig beachteten kleinen Literaturen stets in seinem Blickfeld behält.)

Derartige kulturpolitische "Maßnahmen" - wie notwendig sie auch immer sind - reichen jedoch nicht aus, die verstehende Gegenseitigkeit als Schlüsselfrage der Interkulturalität aufzulösen. Vor wenigen Jahren gab es zwischen den ehemaligen Ostblockstaaten ein kulturpolitisches Netz von multi- bzw. bilateralen Verträgen, Institutionen u. dgl., das eine verhältnismäßig breite gegenseitige kulturelle Präsentation ermöglichte. Der ideologische Nenner dieser Vereinbarungen begünstigte aber vor allem die kulturelle Makulatur. Es kommt also auf die *Motivation* des Interesses für eine verstehende Gegenseitigkeit an.

Das heikle Problem besteht eigentlich darin, ob die geistige Kultur in Westeuropa gegenwärtig nicht *eher reproduktiv als kreativ* ist. Nach einer Antwort darauf kann in einer Diskussion gesucht werden. Da das Aufwerfen einer neuen Frage meist schon die Korrektur einer früheren bedeutet, darf man zuvor doch zwei Argumente herausgreifen.

Die moderne westeuropäische Kultur hatte stets dann ein erhöhtes Interesse an benachbarten oder fernen Kulturen, wenn sie sich in einem *kreativen Aufschwung* befand. So ging ihre Wißbegierde für das Fremde und Exotische nämlich in eine verstehende *Gegenseitigkeit* über. Denn sie suchte nach produktiven Anregungen für ihre weitere Entfaltung. Fast ausnahmslos enthalten die verschiedensten Richtungen der Moderne dafür Beispiele in Hülle und Fülle. Sie zeigten ein geistig mehr engagiertes Interesse an Kulturwerten, die sich nicht mit ihren eigenen deckten.

In dieser Hinsicht wäre die Frage angebracht, ob der Mangel an verstehender Gegenseitigkeit nicht doch auf gewisse Lücken in der heutigen westeuropäischen Kultur zurückgeführt werden muß. Das ist schon aus der Bezeichnung zu entnehmen, mit der sich diese selbst charakterisiert: *Postmoderne* . Die Bezeichnung ist gewissermaßen wie eine Gleichung mit zwei Unbekannten - "post" plus "Moderne", die ihrerseits ebenfalls eine klare Bestimmung vermessen lassen.

Die Debatte um die "Postmoderne", die jetzt heftig von jungen Osteuropäern nach westeuropäischen Mustern geführt wird, ist zu umfangreich und ziemlich scholastisch, um hier Platz zu finden. Man darf aber unterstreichen, daß es sich bei der "Postmoderne" um eine Sammelbezeichnung handelt, die alle Veränderungen in der Kultur seit einer gewissen Zeit (die ebenso nicht

präzisiert ist) umfassen soll. "Dissens statt Konsens" wäre ja eine wahre intellektuelle Versuchung, falls dahinter allerdings nicht das Fehlen einer kreativen Eigenbestimmung steckte.

Der Terminus "Postmoderne" ist inhaltlich amorph. Er verweist auf keine *differentia specifica* einer kulturellen Strömung; er enthält keine ähnlichen Abgrenzungsscharakteristika, mit denen die vorhergehenden schöpferischen Richtungen (Symbolismus, Expressionismus, Surrealismus usw.) annähernd definiert wurden. Es ist sicher nicht von ungefähr, daß diese Bezeichnung erst in einem Moment ihr Ansehen bekam, als die drei großen avantgardistischen Richtungen - die abstrakte Kunst, der Existentialismus und das Theater des Absurden - ihre "Akme" überschritten hatten. Die Postmoderne verdeckt nämlich eine vorläufige *Kreativitätskrise* der westeuropäischen Kultur. Dabei wird die Krise durch das Selbstbewußtsein der westeuropäischen Kultur vertieft, damit sie das verbindliche Etalon einer Nachahmung für ihre Ostperipherie sei.

Deshalb ist m.E. die Frage nach der mangelhaften verstehenden Gegenseitigkeit lediglich die umgekehrte Seite der Streitfrage, ob eine variantenreiche *Reproduktivität* heute die Oberhand über die *wesensgreifende Kreativität* in der westeuropäischen Kultur gewonnen hat. Von einer dementsprechenden Diskussion kann man natürlich keine eindeutigen Antworten erwarten. Ihre "kardinale" Fragestellung darf überdies nicht die schöpferischen Anstrengungen der einzelnen Kulturschaffenden unberücksichtigt lassen, die möglicherweise die Ansätze zu einem neuen kreativen Aufschwung vorzeichnen. Im Hinblick auf das Thema unseres Studienentwurfs ist auf jeden Fall der Schluß wichtig: Die verstehende Gegenseitigkeit als Herzstück der Interkulturalität ist ergo nicht einzig und allein für die Kultur der vor kurzem noch totalitären Gesellschaften vonnöten. Der Streitgegenstand ist *funktionell* mit der Kreativitätsunzulänglichkeit der gegenwärtigen *gesamteuropäischen* Kultur verwachsen.

Die Dynamisierung der Banalität

Die schon zur Klassik gewordene Moderne wagte es zu ihrem Beginn, die menschliche Weltanschauung in deren banalem Gebrauch zu schildern. Der zeitgenössische Ulysses beging kein größeres Abenteuer, als sich in die Alltäglichkeit seiner Stadt (Dublin) zu begeben. Heute stellt die Banalität selbst ein Politikum dar. Damit ist nicht nur das gemeint, daß das *theatrum mundi* dank der elektronischen Medien in unser Wohnzimmer eindringt. Vom Objekt ist die Alltäglichkeit nunmehr zum Subjekt der Politik geworden. Sie verdaut die politischen Absurditäten, bis sie diese banalisiert. Es mag zynisch klingen, ist aber wahr: Das ganze Drum und Dran um Bosnien z.B. hatte schließlich zur Folge, daß der Krieg nebenan zum banalen Menü unseres Alltags wurde.

Heidegger sprach von der "Durchschnittlichkeit" als vom unentbehrlichen Stützpunkt der Kultur. Selbst die höheren Ansprüche lehnen sich daran an, daß die Kulturwerte - sei es auch nur nominell - ein viel breiteres Ansehen finden, als daß sie sich geistig auswirken. Deswegen haben jene Autoren recht, welche die Interkulturalität in Anbetracht der Lebenswelt thematisieren wollen. Diese verträgt sich gut mit den Schablonen, da sie deren Bedeutung relativiert. In ihr erscheint das Fremde stets polyfunktionell: verlockend und abscheulich, förderlich und hindernd, bewunderungswürdig und Haß schürend.

Vom Banalen umgeben, fühlen sich eine Person ebenso wie eine kulturelle Gemeinschaft am besten in Sicherheit. Daher wird während der gegenwärtigen gesellschaftlichen Umwandlung emsig versucht, die bislang nicht vertrauten fremden Klischees so bald wie möglich zu "vergewöhnlichen". Das ist zwar ein Rettungsmittel für verunsichertes Adaptieren, zugleich aber ein Faktor der Wertinsuffizienz. Nicht nur auf dem einfachen Basar verkaufen sich zumeist die drittklassigen billigeren Importwaren besser. Auf dem Massenkulturmarkt erzielen ähnliche Produkte der Unterhaltungsindustrie noch günstigeren Umsatz, obwohl ihre Preise rasch steigen. Es ist außerdem sehr kurios, wie viele Leute stundenlang fremde Satellitenprogramme sehen, ohne die jeweilige Sprache zu verstehen. Die audiovisuelle Kulisse ist geradezu eine Allegorie des leerlaufenden "kommunikativen Handelns" in der *postmodernen* Kultur.

Die *Dynamisierung* der Banalität übt eine auffallende soziokulturelle Funktion aus. Durch einen wahllosen Kulturkonfektionsimport wird ein Ersatz der gesellschaftlichen *Unsicherheit* geschaffen, die nicht nur für die verknöcherten älteren Generationen, sondern insbesondere für die ganz jüngeren charakteristisch ist. Die anpassungsfreudige Banalität steht stellvertretend für ein Prinzip, das viele Leute in der Übergangsphase anspricht: *die Unbeständigkeit ist zum Hauptmittel der soziokulturellen Selbsterhaltung geworden.*

Unter meinen Sofioter Studenten habe ich eine Umfrage durchgeführt. Ich brachte die letzte Nummer einer Wochenendzeitung mit, las die darin erwähnten zahlreichen Namen vermeintlicher westlicher Berühmtheiten vor und bat die Studenten aufzuschreiben, was sie *persönlich* von diesen Stars halten. Es war für mich verblüffend, daß meine vagen Vermutungen übertroffen wurden. Die meisten Namen - gleich ob gut, lückenhaft oder kaum bekannt - erweckten bei den jungen Leuten nur Klischeevorstellungen wie jede gewöhnliche Reklame.

Darauf ist in der Tat die *Vortäuschung einer Interkulturalität* zurückzuführen. Die elitäre Kultureinfuhr macht im übrigen keine große Ausnahme. Neben den seltenen Versuchen, diese eigenständig zu interpretieren, überwiegen die Fälle, in denen die Vermittler nicht auf eine intellektuelle Auseinandersetzung zielen, sondern sich auf die Informationslücken bei Lesern, Zuhörern oder Zuschauern verlassen. Eine Neigung dazu ist übrigens der westeuropäischen Kultur auch nicht ganz unbekannt. Das berechtigt zu der Frage: Welche Anstrengungen braucht die Interkulturalität, um sich einen Weg über die dynamisierte Banalität hinaus zu ebnen?

Diese Frage ist nicht bloß theoretischer Natur, sondern auch fest an die laufende kulturelle Praxis gekoppelt. Auf den bulgarischen Bühnen ist zur Zeit Harold Pinter der meistgespielte westliche Dramatiker. Bei dem Besuch des Autors in Sofia geschah etwas Symptomatisches. Diejenigen, die ihn zunächst mit größter Begeisterung begrüßten, wurden enttäuscht, die anderen - angenehm überrascht. Der Grund dafür war einfach. Pinter nahm mit seinen Äußerungen direkt an einer Diskussion teil, die nicht rhetorisch, sondern durch die Inszenierungen seiner Stücke geführt wurde. Und gerade dagegen zeigten sich manche allergisch...

Auch ein solches beiläufiges Beispiel läßt m.E. einen verallgemeinernden Schluß zu: Wenn die Beziehungen in der wirtschafts- oder geopolitischen Sphäre zwischen Westeuropa und seinen Trabanten auch noch lange in den zu großen Versprechungen und Erwartungen festgefahren bleiben, so ist ein provokantes Streitgespräch auf dem Kulturfeld doch nicht auszuschließen. Eine

Bedingung dafür ist allerdings, daß die *kreative Antithese zu der dynamisierten Banalität* im Brennpunkt dieses Streitgesprächs stehen muß.

Der kulturelle Mischling

Der Autor der vorliegenden Ausführungen war sich natürlich bewußt, daß sie *kaleidoskopisch* aussehen würden - eine unvermeidbare Folge des Anliegens, einzelne Streitfragen nach eigenem Ermessen exemplarisch zu stellen. Nur das wünschenswerte Streitgespräch könnte den verborgenen *Zusammenhang* zwischen den induktiv angetasteten Fragen hervorheben und näher erläutern. Denn die Diskussionserreger sind über die ganze Spannweite zwischen geistiger Kultur, trivialisiertem "Wertekanon" und globalpolitischen Ansprüchen auf Weltvorherrschaft ausgestreut.

Einige Jahre vor den letzten Umwandlungen in Europa äußerte Reinhard Bendix im Rahmen der Heidelberger Max Weber-Vorlesungen eine mittlerweile berechnete Vorahnung der zu erwartenden Reibungen in der Interkulturalitätssphäre. Damals sprach er taktvoll von einem "Demonstrationseffekt" bei der Fühlung der westlichen Kultur und Wirtschaft mit der übrigen Welt. Ich glaube, daß wir keinen Fehler begehen, wenn wir diesen "Effekt" jetzt als die *obligatorische Etalonisierung* der westlichen Erfahrungen auffassen. Aus ihm zog Bendix den Schluß:

"Die heutige Welt hat uns mit der fortwährenden Spannung zwischen Fortschritt und nationaler Identität bekannt gemacht. Im sozialen und politischen Bereich muß jedes Land mit dem destabilisierenden Einfluß der vom Ausland übernommenen Ideen und wirtschaftlichen Praktiken fertig werden."¹⁵

Obwohl sie den augenfälligen Tatsachen entspricht, wird die Feststellung zumeist verschwiegen, daß die Imitation der anscheinend stabilen ausländischen Stereotypen zunächst eine *Destabilisierung* in den sich verspätet öffnenden Ländern verursacht. Und in dieser kritischen Situation kreuzen sich empfindlich die auswärtigen mit den inneren Gegensätzen, die zentripetalen mit den zentrifugalen Gesellschaftskräften, das Gemeinschaftliche mit dem Individuellen usw. Die "Fremdheit" als kulturpolitisches Problem wird des öfteren im Hinblick auf ihre akuten Erscheinungsformen erörtert: Xenophobie, Chauvinismus, religiöser Fundamentalismus. Es gibt aber auch eine scheinbar entgegengesetzte und gleichsam harmlose Schlüsselfigur, welche den interkulturellen Verkehr überall und ständig begleitet: *den kulturellen Mischling*.

Streng gesprochen, kann dieser Typus jeden von uns in irgendeinem Grad betreffen. Denn keiner wäre imstande, eine penible Bestandsaufnahme seines kulturellen "Gepäcks" zu machen, das mit allerhand, ja überwiegend zufälligen Kenntnissen vollgestopft ist.

"Der Abgrund zwischen einem Lebemann und einem Eremiten..." - Mit einem solchen Zitat wollte ich den Absatz anfangen, habe es aber sofort wieder gestrichen. Es scheint mir, daß eine solche Aussage einer altmodischen Literatur angehört. Der neuralgische Punkt unseres Zeitalters ist *antinomisch*. Inmitten der übersättigten modernen Kultur kann das Individuum sowohl an Einsamkeit (*Der Steppenwolf* H. Hesses) als auch an der Unmöglichkeit leiden, mit sich ganz

¹⁵ Reinhard Bendix, Freiheit und historisches Schicksal, Heidelberger Max Weber-Vorlesungen 1981, Frankfurt a.M. 1994, S. 128, 132.

allein bleiben zu dürfen (*Nicht-Ich* S. Becketts). Und zwischendrin verfügt der kulturelle Mischling in uns über eine sehr breite Bühne. Denn er soll das Individuum im relativen Gleichgewicht halten mit dem Durcheinander der überdimensionalen Information aus der ganzen Welt.

Das Thema unserer Abhandlung erfordert freilich, daß man den kulturpolitischen Aspekt betont. Er betrifft den wachsenden Einfluß, den die dynamisierte Banalität bzw. die grenzübergreifende Durchschnittlichkeit (Heidegger) durch den *Mischling* auf die Interkulturalität ausübt. Seit einigen Jahren verbindet man den Begriff "multikulturelle Gesellschaft" mit den Integrationsplänen Westeuropas. Darauf beruft sich auch die besagte utopische Idee von der Entstehung einer "Euronation" als Analogon zu der amerikanischen. Kann der kulturelle Mischling zum Keimling eines derartigen multikulturellen Konglomerats werden?

Er ist so zäh, aber auch so steril wie eine Hybride in der Tierzucht. Außerdem ist er aus der *Defensive* ersprossen - als Ersatz für die verhinderte Adaption in der Informationsflut. Die pädagogische Psychologie behandelt unter anderem das Thema, ob Kinder, die in einem bilingualen Milieu erzogen werden, nicht für eine "kulturelle Schizophrenie" anfällig seien. Auf jeden Fall quillt die menschliche Konstruktivität nicht direkt aus der Makro-, sondern zuerst aus einer *Mikrowelt*. Der Mensch ergänzt, korrigiert oder wechselt nachträglich die Wertvorstellungen und insbesondere die Wertvoreingenommenheiten seiner ursprünglichen Gemeinschaft. Zuerst aber erfährt er *in ihr*, daß es eigentlich *Werte* gibt und daß sie für den Menschen prägend sind. Ein kulturelles Niemandsland wäre die Hölle der Imitation.

Die sich *organisch* herausbildende kulturelle Gemeinschaft macht es möglich, daß die "Kernladung" der Individuen durch deren inhärente Zusammengehörigkeit *zur kreativen geistigen Energie* wird. Deswegen müssen die wertsetzenden Gemeinschaften weiter funktionsfähig bleiben, gleich wie massenhaft der Brutapparat unserer Gegenwart von Sterilität gefährdete kulturelle Mischlinge hervorbringt.

Das Problem der "Multikulturalität" darf m.E. nur auf diesem Grundsatz erörtert werden. "Multikulturell" bedeutet übrigens ein friedliches Nebeneinanderbestehen der verschiedenartig wertprogrammierten Gemeinschaften. Das taugt aber noch kaum zu einer aktiven Interkulturalität. Denn das "Nebeneinander" ist an sich zwiespältig. Daraus kann ebenso ein *Mit-* wie auch ein *Gegeneinander* entspringen. Das ruft die Sorge um einen Mangel an verstehender Gegenseitigkeit hervor, der bereits das Herzstück der Interkulturalität genannt wurde.

Unsere scheue Gegenalltäglichkeit

Unter den unzähligen gemeinnützigen oder marktbezogenen Institutionen, die sich um den interkulturellen Umgang kümmern, gibt es doch eine *nichtinstitutionalisierte Föderation der Individuen*. Sie ist aus der einfachen Tatsache ersichtlich, daß Menschen - wenn sie auch ganz unbekannt miteinander sind - gelegentlich spontan gemeinsame Bekannte oder sogar Wahlverwandte finden und über sie stundenlang diskutieren können. Das sind literarische, theatralische, filmische usw. Gestalten, die über sprachliche, ethnische oder religiöse Barrieren hinaus wirken.

Damit ist auch zu erklären, warum kulturelle Artefakta, die an sich keine geistreiche Kunst darstellen, trotzdem einen beneidenswerten geistig-kommunikativen Effekt erzielen können. In den

Tagen, als das Reichstagsgebäude verhüllt war, bin ich in dem Gewimmel auf einen Blinden mit weißem Stock gestoßen. War das eine ungehobelte Farce oder wollte ein wirklich Blinder "etwas" mit allen zusammen "sehen" bzw. spüren? - Für mich persönlich erwies sich der Effekt größer, nachdem die Folie entfernt worden war. Ich bekam das Gefühl, daß ich dieses imposante Gebäude von nun an lediglich "entkleidet" sehen würde...

Kann denn die über sämtliche Institutionen hinaus existierende Föderation der Individuen eine merkliche Rolle in der Interkulturalität spielen? Immerhin muß das Wort "*nichtinstitutionalisiert*" besonders unterstrichen werden. Darin wurzelt nämlich die Diskrepanz zwischen der förderlichen und der manipulativen Seite der Kulturkommunikation.

Ein Gedichtband, vor kurzem von einer jungen bulgarischen Lyrikerin unter dem bizarren Titel *Das Huhn mit dem angenähten Auge* veröffentlicht, inspirierte mich, ihn als Beispiel für eine Allegorie unserer Gegenwart zu benutzen. Denn das Leitmotiv der quasi surrealistischen Gedichte fußte auf der Schwierigkeit des Menschen, in einer nebulösen Zeit sehend zu werden. Außerdem trägt die Augenschwäche, die in deutscher Sprache ziemlich prosaisch mit "Nachtblindheit" bezeichnet ist, auf Bulgarisch einen metaphorischen Namen: *Hühnerblindheit* (in Anspielung darauf, daß die Hühner bei Dämmerung kaum sehen können). Am Schluß des Gedichtbandes stehen jedoch zwei verblüffende Zeilen:

*In unsere Zeit ist ein leeres
Schneckenhaus eingespannt.*

Es ist hier nicht der Platz, hermeneutisch zu enträtseln, wieso die Dichterin unsere präzedenzlos dynamische Zeit ausgerechnet an das leere Haus einer Schnecke gekoppelt sieht... Dieses marginale Beispiel ist schließlich deshalb bemerkenswert, daß der *Schein* einer Erneuerungsmobilität auf die warnende Skepsis der Intellektuellen stößt.

"Unsere scheue Gegenalltäglichkeit" - unter diesem figürlichen Ausdruck ist hier die spontane Reaktion auf die kulturell kolonialisierte Lebenswelt gemeint. Sie geht in einen bald diskreten, bald ins Auge stechenden Prozeß der sozialpsychischen Verselbständigung über. Dieser leistet nicht nur Widerstand gegen den rhetorischen Smog, gegen die dynamisierte Banalität und die hypertrophierte Imitation, sondern spornt vor allem zur Selbstbetätigung der kreativen Energie an, die den "organischen" Zellen der Kultur entspringt.

So gesagt, klingt das eher proklamatorisch. Faktisch bedeutet es aber eine tagtägliche Anstrengung der Kultur, die selbst von der Imitationswoge am meisten beeinträchtigt ist. Sie steht ständig vor der übermäßigen Versuchung der Kulturkonfektion. Dabei hat letztere einen großen Vorsprung - sie wird nicht nur am leichtesten vermarktet, nicht nur von den Medien bevorzugt, sondern auch für die Popularisierung der Tagespolitik sehr intensiv verwertet. Es kommt noch hinzu, daß die Intellektuellen ebenfalls ab und an für eine Prestigeaktion taugen.

Mit einem Wort, alle *mechanischen* Faktoren - wie F. Tönnies die materielle bzw. administrative Macht ausübenden Kräfte nannte - neigen meistens dazu, die innerlich motivierte Emanzipation der kulturellen Kreativität entweder zu eliminieren oder am liebsten zu manipulieren. Daher wird aber die Notwendigkeit der mental herausfordernden Gegenwirkung größer. (Wenn die Frankfurter Schule einst die *Affirmativität* der Kultur übertrieb, so ist das m. E. darauf

zurückzuführen, daß sie - von den kritisierten totalitären Regimen selbst erschreckt - die potentielle, "organisch" entquellende Kulturenergie unterschätzte.)

Durch das Prisma dieses Prozesses stellt die bulgarische Kultur heute ein sehr mannigfaltiges und ziemlich zerstrittenes Panorama dar. Einerseits ist sie von dem politischen bzw. publizistischen Machtspiel verführt, andererseits fühlt sie sich ihrer wahren intellektuellen Berufung verbunden, die verschmähten Gesellschafts- und Persönlichkeitsprobleme bloßzustellen. Für sie ist es im jetzigen kommunikativen Durcheinander nicht leicht, die wirklich kreativen Ereignisse der westlichen Kultur unverzüglich zu erkennen. Deswegen bevorzugt sie nicht selten das Effektvolle, die Verkaufsschlager. Das akute Nachholbedürfnis füttert einen Eklektizismus, der angeblich den wachsenden geistigen Hunger stillt, in der Tat aber in eine oberflächliche Informationsgier entartet. Und diese Tendenz wird vor allem dadurch bestärkt, daß die internationale Hauptstraße der postkommunistischen Länder immer noch eine *Einbahnstraße* vom Westen nach Osten ist.

Die Erfolgsaussichten des erlösenden Prozesses sind nicht ohne weiteres kalkulierbar. Er stützt sich jedoch auf zwei reale Bedingungen: a) er verkörpert die Notwendigkeit seiner ursprünglichen Gemeinschaft, daß sie ihre potentielle Eigenenergie sowohl in der Kultur- als auch in der ganzen Gesellschaftssphäre selbst initiiert; b) er korrespondiert mit einer verwandten Tendenz in der *gesamteuropäischen* Kultur (obwohl sich diese in einer Zwischenetappe befindet, da sie mehr reproduktiv als kreativ ist).

Dank der beiden Anhaltspunkte ist "unsere scheue Gegenalltäglichkeit" zu einem wichtigen Phänomen des inneren und des interkulturellen kommunikativen Handelns geworden. Was den ersten anbelangt, soll die einheimische Kultur nach eigenen "Vorräten" bzw. nach latenten Interessen in ihrem Auditorium suchen. Die Tatsache, daß im Land unlängst eine bedrohlich schnelle und breite Vermehrung von verschiedenen quasireligiösen (zumeist importierten) Sekten zum neuralgischen Thema wurde, ist ein sekundärer Beweis für das große geistige Vakuum.

Im Hinblick auf den zweiten Anhaltspunkt, der im Zusammenhang mit der Metapher einer "nichtinstitutionalisierten interkulturellen Föderation" steht, sieht die Situation viel komplizierter aus. Abgesehen von der herablassenden Einstellung der westeuropäischen Kultur (nicht zuletzt durch ihre dominierende Reproduzierbarkeit bedingt) gegenüber ihrem östlichen "Nächsten", gilt hier ein symptomatisches Paradoxon.

Ein intellektueller Dialog mit einem wenig bekannten oder gar unbekanntem Partner kann schwerlich ohne die Vermittlung der bestehenden interkulturellen Institutionen zustande kommen. Die adäquate Aufgabe dieses Dialogs wäre aber im Gegenteil, die Manipulation seitens der bestehenden oder sich soeben herausbildenden Hierarchie zu vermeiden, um die *immanenten* Kulturprobleme autark zu behandeln.

...Darauf fußt das Dilemma der Interkulturalität heute. Sie muß sich entweder mit einer Kulturpolitik verflechten, welche die herrschenden Weltverhältnisse in eine gefügige Sprache übersetzt, oder mit einer ihrem Gegenstand *adäquaten Kulturpolitik*, die über die bestehende Subordination hinaus die Emanzipierungsbestrebungen der verschiedenen wertsetzenden Gemeinschaft-

ten durch verstehende Gegenseitigkeit fördert. Dazwischen liegen lediglich zwei andere Möglichkeiten: Denaturalisierung und Xenophobie...

Wer lancierte die pessimistische These, daß das 19. Jahrhundert von dem unerhörten Aufstieg der miteinander unverträglichen "Nationalismen" gekrönt sein werde? Er litt sicher an einem atrophierten Sinn für die Möglichkeiten des kreativen interkulturellen Handelns, dessen Saaten sogar nach gesellschaftlichen Katastrophen Früchte zu bringen vermögen.

Wenn man wie Peter Glotz allerdings vor dem *Irrweg des Nationalstaates* (1990) warnt, muß man besonders bedenken, daß der Anachronismus nicht in der Zuspitzung der Selbstbestimmungs- oder Souveränitätsbestrebungen liegt, sondern in der Ursache dazu - in dem Unvermögen der staatlichen Weltrangordnung heute, mit *mechanischen*, d.h. administrativen oder militärpolitischen Mitteln die *organische* Eigenbewegung der kleineren nationalen bzw. ethnischen Gemeinschaften weder zu fördern noch zu entwurzeln.

Was die Belebung der kleinen, kaum beachteten kulturellen Gemeinschaften betrifft, die sicher bald wieder dem Druck einer Denaturalisierung unterworfen sein werden, so ist das die natürliche Antithese zur technokratischen Zivilisation - manchmal nur ein verzweifelter Selbsterhaltungstrieb. Man darf nicht das Problem nach den Spannungen zwischen der Zivilisation und den urwüchsigen kulturellen Bildungen verschmähen, das vor gar nicht so langer Zeit Geschichtsphilosophen wie O. Spengler und N. Danilewskij sehr ernst (obwohl etwas übertrieben) gestellt haben. Die Zivilisation ist nicht nur deshalb ökologiefeindlich, weil sie oft die Natur zerstört, sondern auch deshalb, weil sie die "Seele" (wie Danilewskij pathetisch zu sagen pflegte), d.h. die Immanenz der spontan entstandenen Kultur zersetzt.

Anstatt eines Schlußwortes: Die gärende Geopolitik

Elias Canetti zeigte einen unnachahmlich scharfen Blick für die Verflochtenheit der Masse mit der Macht (bzw. umgekehrt). Er ließ gleichzeitig zu, daß der geniale Büchermensch Dr. Kien sich selbst samt seiner unikalenen Bibliothek aus Angst vor der banalen Außenwelt in Brand steckte. Derselbe Canetti wollte aber den Intellektuellen nicht von dessen Verknüpfung mit der globalen Weltpolitik erlösen. Im Gegenteil - gerade hier sah er die Bewährung von dessen eigener Entscheidungsfähigkeit. In dem Essay *Der Beruf des Dichters* verwendet Canetti das Beispiel mit der angeblichen Aufzeichnung eines vermeintlich anonymen Autors.

Sie trägt das Datum: 23 August 1939, das war eine Woche vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, und lautet:

"Es ist alles vorüber. Wäre ich wirklich ein Dichter, ich mußte den Krieg verhindern können."

Welch ein Unsinn, sagt man sich heute, da man weiß, was seither geschehen ist, welche Anmaßung! Was hätte ein einzelner verhindern können, und warum gerade ein Dichter? Und was unterscheidet die-

*sen Satz vom Bombast derer, die durch ihre Sätze bewußt den Krieg herbeigeführt haben?*¹⁶

Das besagte Datum ist übrigens der Tag, an dem der Hitler-Stalin Pakt unterzeichnet wurde. Mit dem erdichteten Beispiel verdeutlichte Canetti nur seine Meinung, daß der Intellektuelle dazu berufen sei, sich sogar dafür verantwortlich zu fühlen, was er praktisch weder tun noch vereiteln kann - die "globale" Weltordnung *nicht* ausgenommen...

Wenn der Fragegehalt unserer Abhandlung an den Hindernissen der Interkulturalität heute orientiert ist, grenzt ihr thematischer Rahmen jedoch an die *Geopolitik*. Das wäre natürlich auch ohne das neue Werk Brzezinskis begreiflich. Sein Buch, das die Trümpfe markant auf den Tisch legt, veranlaßt uns aber, das Problem beim Namen zu nennen: Die heutige internationale Kulturpraxis und -politik kann ergo auch dem kardinalen Anspruch eines "neuen *Wertekanons*" unterworfen werden. Er soll die Regelung der Herrschaftsverhältnisse in der bestehenden Welt bedienen, indem er diese moralisch schmackhaft macht. Dagegen muß die ihrem Gegenstand *adäquate Kulturpolitik* lediglich *Antithese zu der* (schon wieder) *gärenden Geopolitik* sein. Der anonyme Dichter Canettis darf sich erneut seiner Besorgnis um Geschehnisse hingeben, die er weder verursachen noch verhindern kann.

Die Geopolitik kennt zwei Hauptmittel zu ihrer Behauptung: das militär- und das wirtschaftsstrategische. Jetzt scheint es, daß das zweite die Oberhand gewinnt. Trotzdem sind die Staatsmänner im Osten überzeugt, daß "wir mehr Chancen haben, zuerst in die NATO aufgenommen zu werden, um schneller auch in die EU zu gelangen." Bedeutet das aber nicht, daß das militär- oder, milde gesagt, verteidigungspolitische Prinzip immerhin noch das größere Gewicht hat? Sollen die Ängste vor einer wiederholten europäischen Teilung gerade auf solche Weise gebändigt werden?

Es gehört nicht zum Thema dieses Studienentwurfs, die herausfordernden Erwägungen Brzezinskis über die künftigen Varianten der Geopolitik fortzusetzen: ob Japan eine Erweiterung seiner ökonomischen Anwesenheit in Europa (z.B. durch dessen vernachlässigten südöstlichen Winkel) wagen könnte, ob China imstande wäre, Sprecher der "armen Länder" zu werden, ob Westeuropa als Weltmacht überhaupt in Frage käme usw. Ich glaube an die Aufrichtigkeit der Argumentation des Autors, allerdings mit einer Ausnahme: Er marginalisiert verdächtig leicht das Agieren Rußlands in der gärenden Geopolitik. Wahrscheinlich gibt mir die geographische Lage meiner Heimat bzw. ihr historisch bedingtes "Kuckkuckssyndrom" den Anlaß dazu - als Laie teile ich jedoch die Meinung jener Politologen, die gerade wieder Rußland als Stolperstein der künftigen geopolitischen Strategie sehen. Eben *Rußland*, das den Zusammenbruch der Sowjetunion erlebt hat!

Zwei Weise - der zitierte Geschichtsphilosoph Ernst Niekisch und der weltbekannte Schriftsteller Hermann Broch - haben gleich nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges vergleichbare Meinungen über die künftige geopolitische Lage Europas geäußert. Der erste war Westberliner und lehrte in der sowjetischen Besatzungszone. Der zweite lebte noch als Emigrant in New Haven und erklärte in einem langen, aber nicht abgeschlossenen Entwurf seines Antwortbriefes an einen

¹⁶ Elias Canetti, *Der Beruf des Dichters*, München 1976, S. 5.

Autor aus derselben "Zone", warum er sich keineswegs an einer "Pax Moskowita" beteiligen möchte.

Die zwei Intellektuellen bestätigen die Regel, daß die heutigen Wahrheiten anhand der gestrigen Bücher am besten zu erläutern sind. Es ist schade, daß man die beiden Meinungen hier nur ganz flüchtig erwähnen kann, ohne sie analytisch miteinander zu vergleichen. Denn die Punkte, in denen sie sich kreuzen, sind genauso herausfordernd wie jene, worin sie sich trennen. Es geht um die *geopolitische* Situation, welche durch das Hineinrücken Rußlands nach Europa infolge des Zweiten Weltkrieges entstanden ist, und die sich - wenn man ernsthaft bedenkt - nach der großen Wende '89 zwar als politische Machtkonstellation, nicht aber als *geopolitischer Kollisionserreger* wesentlich veränderte.

H. Broch¹⁷ war distanzierter als E. Niekisch, was die Dauer der sich 1950 soeben konstituierenden Ordnung anbelangt. Denn diese "Ordnung" fußte auf zwei miteinander kaum verträglichen Punkten: a) "der krasse Unterschied zwischen den Überfluß- und den Mangelwirtschaften" und b) die unaufgelöst gebliebene Frage nach der "*geopolitischen Saturiertheit* Rußlands als Synonym Eurasiens".

Oder soll man diese zwei neuralgischen Punkte vielleicht völlig streichen, weil sich die Welt mit einer Supermacht bzw. mit einem totalitären Regime weniger quasi besser zurechtfinden kann? Hermann Broch war so skeptisch, daß er die Pläne Roosevelts für einen sukzessiven Ausgleich des *Weltwohlstands* "naiv" fand und zugleich die Mutmaßung als imaginär bezeichnete, Rußland wäre bereit, sein tausendjähriges Bestreben nach geopolitischer Saturiertheit gegen zeitweilige wirtschaftliche Vorteile zu tauschen. Sind wir nun etwa klüger geworden, daß wir die Skepsis Brochs nicht mehr zu teilen brauchen?!

Was den Gegensatz zwischen den Überfluß- und den Mangelwirtschaften anbelangt, ist die Idee Roosevelts heute (jedenfalls ohne den damaligen Marshallplan) in das Hauptversprechen der westeuropäischen Politik gegenüber ihrer Ostperipherie umgeprägt. Was das alte Bestreben Rußlands nach geostrategischer Saturiertheit betrifft, ist besonders Eurasien augenblicklich in einen Zustand "außer Kontrolle" geraten. Die von E. Niekisch 1949 skizzierte "europäische Bilanz" scheint also noch nicht ganz abgeschlossen zu sein.

In der Tagespolitik der postkommunistischen Länder wird das Thema der globalen Geostrategie am liebsten stillschweigend umgangen. Man spricht vom "nationalen Konsensus in der Außenpolitik". Bei jedem Regierungswechsel (gleich nach welcher Farbe) wird die Fortsetzung des "bisherigen" Kurses deklariert. Nur in den parteipolitischen Polemiken werden ab und zu Vorwürfe laut ausgesprochen, die eigentlich mehr auf Argwohn beruhen.

Die gärende Geopolitik kommt hingegen auf indirekte Weise zum Vorschein - wenn man z.B. über die Lage auf dem Balkan diskutiert und nach Alternativen sucht. Auch griechische oder serbische Politiker schlagen sporadisch eine orthodox-christliche Achse Athen-Belgrad-Sofia oder Maßnahmen gegen die Verwirklichung des makabren "muslemischen Gürtels" auf dem Balkan vor. Die serbische Soziologin Mira Marković (Gattin des Regierungschefs Milošević) veröffentlichte in Bulgarien z.B. mehrere Bücher, die auf die frühere Idee einer Balkanföderation

¹⁷ Hermann Broch, Gesammelte Werke, Bd. 8 (Briefe), Zürich 1957, s. S. 423ff.

anspielen. Obwohl diese Idee heute keine realistische Grundlage hat, erfreuen sich die Bücher einer gewissen Aufmerksamkeit - gerade weil das geopolitische Problem Europas noch offen ist und der Balkan sich vernachlässigt fühlt. (Damit ist auch erklärlich, warum manche verschworene Gegner einer serbisch-bulgarischen Annäherung fast die gleichen Argumente benutzen, indem sie jedoch nur den Verbündeten wechseln möchten: sie plädieren nämlich für die erneute Verbrüderung Bulgariens mit Kroatien.) Ein Beispiel für solche Polemik mit indirektem geopolitischem Hintergrund wurde neulich durch einen parlamentarischen Beschluß inspiriert. Da seit einigen Jahren in Bulgarien eine amerikanische Universität mit kräftiger finanzieller Unterstützung funktioniert, legitimierte die Volksversammlung nun ihren zunächst ärmeren Nebenbuhler - die Slawische Universität. Das wurde sofort als ein politisch gefährlicher Flirt mit Rußland angeprangert...

Gerade die Nebensächlichkeit der hier aufs Geratewohl genommenen Beispiele ist ein Zeugnis dafür, daß die dubiose Geostrategie der Großen das außenpolitische Aktionsfeld der kleinen ehemaligen Ostblockstaaten außerordentlich einschränkt. Diese befinden sich notgedrungen in einem ungeduligen Wartestand. Sie bekunden laut die Bereitschaft, sogar ihre eigene nationale Sicherheit an Mächte zu delegieren, die zur Zeit kein Interesse daran zeigen. So ist der Abstand zwischen normalen politischen Auseinandersetzungen und explosiven ethnischen, religiösen usw. Ausbrüchen leider gefährlich kurz geworden. Das ständige Thema - ob und wann, wie und warum sich der ethnisch-religiöse Konflikt auf dem Balkan ausdehnt - wird mit einer präzedenzlosen Hilflosigkeit diskutiert, als ob die Katastrophe einzig und allein von den "Anderen" abhängt.

So ersteht eine besondere gesellschaftskritische Tätigkeit wieder auf, die zwischen den beiden Weltkriegen *Metapolitik* getauft wurde. Sie ist keineswegs abstrakt, will sich aber fern von der politischen Konjunktur halten. Sie zieht die Vergangenheit und die Gegenwart in Erwägung, die eigene und die fremde Erfahrung, um eine Vorstellung davon zu vermitteln, welche Möglichkeiten das Land versäumt hat und worin seine potentiellen Kräfte verankert sind. (Zu dieser erneuten intellektuellen Welle gehört auch die Diskussion über den Sammelband *Warum sind wir so?*, die in dem Abschnitt über die Wiederkehr der Geschichte erwähnt wurde.) Weil Bulgarien nicht nur ein kleines Land ist, sondern in diesem Jahrhundert auch stets irgendeinem fremden Willen unterordnet wurde, kann es den messianischen Anspruch der Anderen kaum ohne kritische Distanz wahrnehmen. So setzt sich seine Metapolitik etwas ironisch auch mit verwandten Strömungen auseinander, die auf die höheren Stufen der Weltideographie zielen - wie z.B. mit der pathetischen Verlautbarung der erneut aktivwerdenden Slawophilen: "Westeuropa glaubt an den Wiederauferstandenen, Rußland an den Gekreuzigten"...

Diese "Metapolitik" ist aber ein Thema für sich.

* * *

Wie förderlich die Verflechtung unterschiedlicher Kulturen auch immer sein mag, so warnte doch schon die Bibel vor dem babylonischen Sprachenwirrwarr, der jede Kreativität pervertieren kann. Denn nur die mittels geistiger Werte kohärent gewordene Gemeinschaft (Ethos oder

Ethnos) ruft die eigentümliche Schaffenskraft hervor, die durch keine machtpolitische Rangordnung ersetzt werden kann. Wenn diese Energie aber ziellos umherschweift oder falsch angewandt wird, verwandelt sie sich entweder in fruchtlose Imitation oder in destruktive Negation. Und gerade darin besteht das Hauptdilemma der Interkulturalität.

Die hier mosaikartig gestellten Streitfragen verfolgen im Grunde einen doppelten Zweck: a) einige aus der heutigen machtpolitischen Konjunktur entsprossene Abarten der Interkulturalität in Europa zu thematisieren und b) die dadurch gesteigerte Notwendigkeit von verstehender Gegenseitigkeit zu unterstreichen. In Anbetracht dessen wäre hier anstatt eines Schlußwortes ein theoretisch noch wenig beachteter Begriff mehr angebracht, den unsere Abhandlung für eine künftige Diskussion über die Interkulturalität gern "aufheben" möchte - ein Begriff nämlich, der einem hypothetischen Element in der Tabelle Mendelejews ähnelt: man kennt das Gewicht seines Kerns, bevor das Element wirklich entdeckt und untersucht wird. Es handelt sich um *das interkulturelle Ereignis*.

Dieses unterscheidet sich grundsätzlich von den demonstrativen, imitativen oder manipulativen Begegnungen unterschiedlicher Kulturschichten. Es ist der Versuch einer willensfreien Antwort auf provokante humanistische Zeitfragen, die weit über jeden politischen Status quo, über die globale Geopolitik, über staatliche, ethnische, religiöse usw. Barrieren hinaus reichen. Es ist jenes geistige Element, das uns den Impuls begreifen und mitfühlen läßt, weshalb sich der mystifizierte Dichter Canettis verzweifelt vorwarf, daß er den Weltkrieg nicht verhindern konnte.

In den Ausführungen war mehrmals die Rede von der "ihrem Gegenstand adäquaten Kulturpolitik". Dieser Begriff würde nicht so deklarativ lauten, wollte man ihn auf die *reale*, wenn auch gehemmte und verstrickte *Welt der interkulturellen Ereignisse* beziehen. Kann es in unserer machtpolitisch hierarchisierten Zeit überhaupt eine *adäquate Kulturpolitik* geben oder ist sie nur eine Wunschvorstellung weiser, jedoch literarisch infizierter Männer wie Hans Mayer?

Diese Frage ist weniger für die Theorie als für die tagtägliche Praxis der gegenwärtigen Kultur eine schwere Bewährungsprobe.

Die letzten Geschehnisse gaben wieder einen Anlaß, daß das erwähnte *Kuckuckssyndrom* auf dem Balkan, auf dieser - nach Ivo Andrić - zu Feindseligkeiten verdamnten Halbinsel, neue Impulse bekommt. Genauer gesagt, die Befürchtung, daß die Kleinen des osteuropäischen Randgebiets möglicherweise in ihren Nestern "wieder fremde Eier brüten können". Die Großmächte haben sich vor mehr als einem Jahrhundert als unfähig erwiesen, nach dem Zusammenbruch des Osmanischen Reiches eine dauerhafte Friedensordnung in Südosteuropa zu gewährleisten. Sind sie jetzt, nach dem Zusammenbruch des Sowjetimperiums, tiefschürfender und weitsichtiger geworden?!

Es ist schon klar zu sehen, daß der Bosnien-Krieg nicht zuletzt wegen der Voreiligkeit der Großmachtdiplomatie ausgebrochen ist. Das wurde auch durch eine ganz frische diplomatische Initiative bestätigt. Nach der Beendigung dieses Krieges solle ein Mini-Marshall-Plan durchgeführt werden, um eine friedliche Entwicklung dieses Randwinkels zu ermöglichen. Sei das keine rhetorische Initiative, warum wurde sie nicht vor vier Jahren vorgeschlagen? Zweifelsohne wäre ein solcher Plan damals, vor der militärischen Eskalation der ethnischen Spannungen bzw. vor

den vielen menschlichen Opfern und schweren Zerstörungen, unvergleichlich effizienter. Genauso "logisch" sieht auch die Art aus, wie der dreijährige Krieg durch Militärgewalt stillgelegt, genauer gesagt - wie der Konflikt durch Bedrohung auf unbestimmte Zeit verschoben wurde.

Der weltbekannte Schriftsteller Jean Giraudoux war zwischen den beiden Weltkriegen im aktiven diplomatischen Dienst, als er sein Stück *Der trojanische Krieg findet nicht statt* entwarf. Damit wollte er die damaligen Friedensverhandlungen verspotten, an denen er selbst ab und zu teilnahm. Pallas Athene ließ den verhandelnden Parteien eine bedrohliche Botschaft zukommen: *Wenn die Emissäre nicht ein Übereinkommen erreichen, den Krieg zu vereiteln, würde sie diese selbst mit dem Krieg bestrafen.*

Die absurde Witzigkeit der Pallas Athene macht das Stück Giraudoux' zur krassen Parabel der verkündeten Integrierung Europas, dem der Balkan immerhin noch, formell-geographisch gesehen, zugehört.

Der globalstrategische Status quo scheint a) für die "vorherrschende Weltordnungsmacht" (Z. Brzezinski) besonders vorteilhaft, b) für Westeuropa immer noch günstig, c) für Mitteleuropa hoffnungstiftend, d) für die Balkanländer suspekt und e) für Rußland revanchebedürftig zu sein.

Wie kann dann eine gesamteuropäische Integration erzielt oder mindestens das Gleichgewicht auf dem Kontinent gehalten werden?

Auch die wahrhaftigste Antwort ist mit der Wahrheit weniger verwandt als eine ungelöste Frage, so kann die heutige geopolitisch verwickelte Lage in Europa sehr wohl die intellektuelle, d.h. die fragende Kultur brauchen.